

2. Jahrgang. • Heft 10. • Januar 1904.

# Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und  
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint  
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).  
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—.  
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und  
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung  
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.S., entgegen.  
Postzeitungsliste Nr. 5899.

Eduard Grützner.

Von

Dr. Paul Knötel, Tarnowitz.

Der Münchener Maler Eduard Grützner dürfte wohl nur wenigen Lesern dieser Zeitschrift unbekannt sein; dagegen ist es vielleicht nicht allgemein bekannt, daß wir in ihm ein gut ober-schlesisches Kind vor uns haben. Neuerdings hat er selbst zur Feder gegriffen und uns seine Jugend im Elternhause, auf dem Gymnasium in Neisse und während der Studienzeit in München geschildert.<sup>1)</sup> Gerade im Anschluß an diese autobiographische Skizze möchte ich im folgenden ein Lebens- und Charakterbild des vielgefeierten Meisters entwerfen.

Grützner ist ein Kind des Bauernstandes, dem wie dem Kleinbürgertume immer wieder die wichtige Aufgabe zufällt, den oberen Schichten neues Blut zuzuführen. Er wurde am 26. Mai 1846 als siebentes Kind eines Bauern in Groß-Karlowitz bei Neisse geboren, ein schwächliches Bürschlein, das die Nottaufe bekam, für das man sogar schon nach dem

<sup>1)</sup> E. Grützner, Von der Geburt bis zum Verkauf meines ersten Bildes. Delhagen und Klasing's Monatshefte, 18. Jahrg. S. 98 ff. Ferner verweise ich auf die von v. Ostini geschriebene und reich illustrierte Monographie über ihn in der Sammlung von Künstlermonographien von Delhagen und Klasing.

Sarge Umschau hielt. Treue Mutter- und Schwesternliebe aber brachten den Schwächling durch. Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten. Keine weiße Wand war vor ihm sicher, kein Blättchen Papier, das auf dem Lande und besonders damals allerdings oft schwer zu erlangen war. Da war es natürlich eine gewaltige Freude für den Knaben, als er nach dem Eintritt in die Schule zu Weihnachten einen Tuschkasten, den ersten, erhielt. Nach dem Vorbilde der Kreuzwegbilder in der Dorfkirche schuf er damals in freier Anlehnung an diese vierzehn Kreuzwegstationen, die sich noch, oder richtiger gesagt, wieder im Besitz des Künstlers befinden. Damals legte sie die Mutter des Karlowitzer Pfarrers Fischer in ihr Gebetbuch, eine große Ehre, wie Grünzer selbst schreibt.

Schule und Kirche liegen auf dem Lande nicht nur beieinander, sie stehen auch im engsten inneren Zusammenhange. So brachte die Schule auch unseren Landsmann mit der Kirche seines Heimatsortes in Verbindung, so trat er zu dem schon genannten Pfarrer Fischer in Beziehungen, die für sein ganzes Leben entscheidend werden sollten. Bis dahin hatte er sich vor dem ernststen schwarzen Herrn gefürchtet und war ängstlich am Pfarrgarten vorbeigeschlichen, wenn er zwischen seinen Rosenhecken, das Brevier betend, auf- und abwandelte.

Erst nahm der kleine Eduard am Chorsingen teil, dann wurde er — keine kleine Ehre — Ministrant und rückte als solcher bis zur ersten Stelle vor. So wurde er stehender Gast im Pfarrhause, schließlich war er, wie er selbst schreibt, nur mehr des Nachts daheim. Der Pfarrer Fischer verlor für den ängstlichen Kleinen seinen Schrecken. Welch' ein Goldherz der schlichte einfache Seelsorger besaß, das konnte damals das Kind nicht ahnen, zum Bewußtsein ist es erst dem heranwachsenden Manne gekommen, und die erwähnte Jugendschilderung von des Meisters eigener Hand ist zugleich ein Denkmal der Dankbarkeit für Pfarrer Fischer.

Als Anleitung für den Ministrantendienst hatte Grünzer bei dem damaligen Kaplan Reinsch etwas Lateinunterricht erhalten; dieser war bei der guten Beanlagung des Knaben gern und mit Erfolg fortgesetzt worden, und damit war das Weitere eigentlich von selbst gegeben. Es hieß Studium. Pfarrer und Kaplan beseitigten die letzten Bedenken der Eltern, die sich wohl hauptsächlich um den leidigen Geldpunkt gedreht haben dürften, und Eduard kam auf das Gymnasium nach Neisse. Elternhaus und Pfarrhaus mochten sich, wie es damals und meist noch heut in katholischen Gegenden der Fall ist, wenn ein Bauernsohn auf die höhere Schule kommt, mit dem Gedanken getragen haben, der Kirche einen neuen Priester heranzuziehen; Grünzer selbst aber gesteht, es sei ihm völlig klar gewesen, daß es sich bei dem Aufenthalt auf dem Gymnasium nur um ein Übergangsstadium

handeln konnte. So klar dürfte es dem Karlowitzer Bauernburschen vielleicht doch nicht gewesen sein, wie es heut dem berühmten Münchener Maler scheint, jedenfalls aber regte sich in ihm schon damals das Künstlerblut zu mächtig, als daß es hätte völlig beruhigt werden können.

Es scheint eine echte Gymnasiastenbude gewesen zu sein, in der er nun, bei Frau Jüttner in der Webergasse, einzog. Mit Humor weiß er sie zu schildern: Die alte verschrumpelte Gymnasiastennutter, die so viel von der Belagerung der Stadt anno 1807, sogar noch vom alten Zieten zu erzählen wußte und die so furchtbar schlechtes Essen kochte — von ihrer altjungferlichen überfrommen Tochter — von den zwei engen Räumen, die die beiden Frauen mit ihren drei Zöglingen bewohnten. Wir alle kennen solche Wohnungen. Manch' einer hat selbst jahrelang so gehaust; bewahrte ihn das Glück davor, so hat er doch manchen Geistesbruder in solcher Bude besucht.

Welcher Junge strebte nicht nach auswärts, weg vom Elternhaus, ohne zu bedenken, daß oft genug des Heimwehs graues Elend hinter dreinkommt. Grützner dürfte wohl keine Ausnahme gemacht haben, wenn er sonst aber nicht grade freudig den Studien entgegen sah, so läßt sich das aus einem gewissen Instinkt oder sagen wir besser Ahnungsvermögen begreifen. Phantasie und zwar schöpferische Phantasie des werdenden Bildners und Gymnasium, das paßte damals schlecht zusammen!<sup>1)</sup>

Mit gutem Humor schildert unser Maler seine Lehrer, wengleich ihm damals oft genug der Humor ausgegangen sein mag. Der mechanische Betrieb des Unterrichts muß für seine künstlerische Natur eine wahrhafte Marter gewesen sein. Da wird eben in vielen Fällen, zu Haus und in der Schule und auch während des Unterrichts selbst, gezeichnet und häufig nichts gelernt. Recht ist's nicht, aber verständlich. Dankbar ist Grützner noch heut seinem Lehrer in der Naturgeschichte, da er ihm auf seiner Wohnung aus verschiedenen Reisewerken Bilder zu Schulzwecken abzeichnen mußte. Den Hunger nach Anschauung, nach Bildern wußte damals die Schule nicht zu stillen. Wir mögen uns daher wohl vorstellen, wie der bilderhungrige Gymnasiast jede Gelegenheit benutzte, die sich ihm darbot.

<sup>1)</sup> Nicht den Lehrern von damals sei damit ein Vorwurf gemacht; sie standen im Banne ihrer Zeit und Richtung. Und wie ist's heut? Der einseitig hervorragend begabte, besonders der künstlerisch veranlagte Schüler wird auch heut noch allzuleicht mit der Schule in Konflikt kommen. Die größte Begabung auf einem Gebiete schützt ihn nicht vor dem Sitzbleiben, wenn er nicht die nötige Anzahl „genügend“ erlangt, während der Durchschnittsmensch- und -schüler vielleicht eben noch durchschlüpft. Der Lehrer kann dagegen nichts; er steht unter dem Buchstaben der Bestimmungen. Gott besser's! — Aber wie? Leicht ist es nicht!

Wie das malerische Neisse auf ihn wirkte, darüber schweigt er. Ohne Wirkung war es sicher nicht. Kirche und Militär bestimmten und bestimmen noch heut den Charakter der Stadt. Daß das stark malerische Soldatenleben den Bauernsohn, der noch nichts derartiges gesehen hatte, anzog, läßt sich wohl vermuten, wichtiger aber war für ihn, der schon die geistliche Luft des Karlowitzer Pfarrhauses geatmet hatte, die Kirche mit ihrem Drum und Dran. Besuchte er doch eine spezifisch katholische Lehranstalt; und wer das geistige Leben des Kleinbürgertums in katholischen Gegenden kennt, der weiß, daß die Kirche mit ihren Andachten und Festen und ihren Dienern der Angelpunkt ist, um den sich neben den beruflichen das geistige Interesse konzentriert. Das war sicher auch in der Pension der Mutter Jüttner der Fall. Vielleicht klingt in den Bildern Grünzers aus dem Leben des katholischen Klerus noch leise eine Seite aus der Jugendzeit im Heimatsdorfe und in der alten Bischofsstadt nach. Der Mönch allerdings, der in jener gerade die Hauptrolle spielt, fehlte damals dem kirchlichen Bilde von Neisse, eine so große Rolle er vor der Säkularisation von 1810 im schlesischen Rom auch gespielt hatte. Grünzers Mönche sind Sprößlinge seiner zweiten Heimat, des Baiernlandes.

Das Jahr 1864 brachte die Entscheidung und wurde der Wendepunkt für sein Leben. Er durfte Maler werden. Wieder war es der würdige Pfarrherr von Groß-Karlowitz, der ihm den neuen Weg ebnete. Mancher Kleriker hat die Hand von seinem Schützling hinweggezogen, der nicht den gewünschten Pfad zum Pfarramt oder höheren geistlichen Würden weiter verfolgen wollte. Nicht allzu sehr darf man's verdammen, denn auch sonst geschieht's häufig genug. Gönnerschaft ist nur zu oft eine Tyrannei, ein Egoismus des Standes, der dem Beschützten einen bestimmten Lebensweg aufzwingen will. Anders Pfarrer Fischer. Er vermittelte im Elternhause, nachdem die treu sorgende Mutter gestorben, zwischen dem in Wirtschaftsverfall befindlichen Vater und dem Sohne und gewann jenen für dessen Pläne. Schwieriger war die Lösung der Geldfrage; auch da half Pfarrer Fischer mit. Er hegte eine besondere Vorliebe für die Kunststadt an der Isar, München, dort sollte sein junger Freund der edlen Malerei sich widmen.

Ein glücklicher Zufall — wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf — wollte es, daß ein Verwandter des Pfarrers, der Baumeister Hirschberg aus München damals seinen schlesischen Anhang besuchte. Er nahm eine Anzahl Zeichnungen Grünzers mit, um sie dort dem damals hochgefeierten Akademiedirektor v. Piloty zu unterbreiten und sein Urteil über die Anlagen des jungen Schlesiens einzuholen. Wochen vergingen; endlich kam günstiger Bescheid: er soll kommen!

So zog der Gymnasiast a. D. im genannten Jahre mit sehr leichtem Gepäck, aber frohen Herzens nach der Isar. Mühe genug machte es dem ungewandten, aus engen Verhältnissen kommenden Grützner, sich in der ganz neuen Umgebung zurechtzufinden. Mit Rat und Tat blieb ihm Hirschberg zur Seite. Freundlich nahm sich auch der gefürchtete Piloty seiner an. Die Enttäuschung allerdings, die so vielen Kunstjüngern beim Eintritt in die Akademie zuteil wird, sollte auch ihm nicht erspart bleiben: der Bescheid, jetzt gelte es ein gutes Fundament zu legen, noch einmal ganz von vorn anzufangen. Aus einem recht wenig fleißigen Gymnasiasten wurde ein eifriger Akademieschüler. Ohne Ach und Krach ging's allerdings auch hier nicht. Ist es doch allgemein bekannt, daß gerade auf den Hochschulen der Kunst der konservative Geist solcher Anstalten, wohl aber auch geistlose Pedanterie den Begabteren das Leben bitter macht. Aber auch das wurde überwunden. Im Jahre 1867 trat Grützner in das Meisteratelier Pilotys ein.

Dieser Künstler hat das Schicksal so vieler anderer geteilt: einst hochgefeiert — jetzt in die historische Kumpelkammer gewiesen. Alle größeren Kunstsammlungen unseres Vaterlandes besitzen wohl eines seiner Werke. Noch heut drängt sich um sie ein großer Kreis von Beschauern, der Kleinbürger mit Frau und Kind, die höhere Tochter, der Primaner und junge Student. Was man in der Schule vom Tode großer Männer und Frauen und anderen Haupt- und Staatsaktionen gehört hat, hier tritt es im Bilde so greifbar, so mißverständnisfrei entgegen. Der Kenner aber weiß heut, daß diesen Werken Pilotys und seiner Nachfolger auf diesem Gebiete trotz der Echtheit von Tracht und Ausstattung das Beste fehlt, was sie zu wirklichen Zeitbildern machen könnten: der Geist der Zeit, die sie illustrieren sollen. Die da in jenen Bildern auftreten: Seni und der tote Wallenstein, die unglückliche Schottenkönigin, Thusnelda mit ihrem Söhnlein und wie sie alle heißen mögen, sind ja doch nichts anderes als Schauspieler, wie die Meininger, die für ein paar Stunden die geschichtliche Tracht angelegt haben.

Ist so des Meisters Ruhm jetzt stark verblaßt, eines sichert ihm ein dauerndes Andenken in der Geschichte deutscher Kunst: er war ein vortrefflicher Lehrer, dessen zahlreiche, anerkannte künstlerische Größen mit herzlichem Dank gedenken.

Zum zweiten Male in seinem Leben wurde Grützner das Glück zuteil, daß ein Mann Einfluß auf ihn hatte, der groß genug dachte, nicht in seinen eigenen Bahnen das einzige Heil des ihm Anvertrauten zu erblicken, sondern ihn seiner Anlage und Neigung gemäß gewähren zu lassen. Für die künstlerische Toleranz Pilotys spricht schon der einzige Umstand, daß aus seiner Schule Meister verschiedenster Richtungen hervorgegangen sind.

Daß er zunächst allerdings auf seine Schüler für seine Richtung propagandistisch einzuwirken suchte, ist menschlich zu erklärlich, als daß wir es ihm allzusehr zum Vorwurf machen dürften; so sollte auch Grünzer mit einem großen Historienbilde zuerst vor die Öffentlichkeit treten; den Stoff hatte ihm sein Lehrer selbst gewählt: Heinrich II. von England, wie er sich am Grabe des auf seinen Befehl ermordeten Erzbischofs Thomas Becket blutig geißeln läßt — ein echt pilotyscher Vorwurf. Aber unserem Schlesier ging während des Schaffens auf und vor der großen Einwand alle Lust daran verloren. Piloty reiste damals nach Karlsbad zur Kur, und Grünzer ließ das Bild unvollendet stehen — das lag ihm nicht. Dafür spannte er ein neues Stück Leinwand auf einen kleinen Rahmen und malte sein erstes Klosterbild. Was wird aber der Meister dazu sagen? Als er aus dem Bade zurückgekehrt vor dem Bilde saß, während Grünzer in gewaltiger Aufregung hinter ihm stand, schwieg er, scharf beobachtend, längere Zeit, dann sprach er: „Bravo, gratuliere!“ Der Schüler durfte auf eigener Bahn weiter fortschreiten.

Dem künstlerischen Erfolge folgte auch der materielle. Ohne Mühe verkaufte er sein Erstlingswerk. Ein zweites Klosterbild erwarb der Münchener Kunstverein für 300 bairische Gulden zu seiner Verlosung.

Wir schließen hier die biographische Skizze unseres Landmannes. Von hier an verläuft sein Lebensweg in gerader Linie. Bestellung kam auf Bestellung; er hatte es nicht wie so mancher andere Künstler notwendig, mit seinen Bildern von Ausstellung zu Ausstellung hausieren zu gehen. Heut besitzt der gefeierte Maler in München hinter dem gewaltigen Maximilianeum in der Praterstraße ein behagliches Heim für sich und seine Familie, eine Villa zum Sommeraufenthalt hat er sich in Rothholz in Tirol, am rechten Innufer, erbaut. Beide Familiensitze sind mit reichen Hausrat vergangener Zeit geschmückt, den er auf seinen Wanderfahrten durch Baiern und Tirol zusammengebracht; denn Grünzer ist auch ein eifriger Sammler und tüchtiger Altertumskenner.

Und nun von seiner Kunst! Sein erstes Bild, womit er vor die breite Öffentlichkeit trat, war ein Klosterbild. Unten im dümmig-kühlen Klosterkeller ist zwischen den Fässern mit dem edlen Naß der Bruder Kellermeister, von den feurigen Geistern des Weines übermannt, sanft eingeschlafen. Ein intriganter Konfrater hat's erlauscht; nun hat er den Prior geholt und zeigt dem streng blickenden Herrn die Bescherung. Ein echtes Genrebild, wie es die damalige Zeit liebte und wie es die große Menge und nicht nur die ungebildete — gestehen wir es nur — auch heut noch gern sieht. Das Genrebild sollte eben damals immer eine kleine Anekdote in sich darstellen, heut ist das unter den Neueren fast ganz verpönt, nicht auf das

Was, auf das Wie des oft an sich belanglosen Gegenstandes, den Stimmungsgehalt kommt es jetzt an. Wir stehen mitten in dieser Bewegung drin, uns fesselt diese Stimmungsmalerei, während uns die Anekdote oft platt erscheint. Wer aber weiß, wie nahe die Zeit ist, wo man wieder anders urteilt? Dem Geschichtschreiber der Kunst ziemt es nicht Partei zu sein, er soll das Werk, das er vor sich hat, aus seiner Zeit zu verstehen suchen. Wer die Roman- und Novellenliteratur jener Tage kennt, wo Grützner seine Künstlerlaufbahn begann, der weiß, daß damals neben dem Raisonnement der dichterischen Gestalten das Geschehnis die Hauptrolle spielte.<sup>1)</sup> In diesem Sinne schuf neben so vielen anderen auch Grützners Lehrer Piloty. Damit hängt dann häufig auch eine recht äußerliche Charakterisierung zusammen. Das gilt auf unserem Bilde besonders von dem intrigantem Klosterbruder. Die Kapuze hat er über den Kopf gezogen, so daß sie das harte Gesicht umrahmt, in der Rechten hält er auf die Brust gedrückt das Brevier. In dieser Gestalt weht Pilotyscher Schulgeist, und insofern ist sie recht charakteristisch, absolut genommen aber möchte ich sie aus dem Bilde weggenommen wissen. Dann hätten wir in dieser Erstlingschöpfung schon den ganzen späteren Grützner mit seiner liebevollen Durchführung der Einzelheiten, vor allem aber mit seinem prächtigen Humor.

Humor, echter Humor, ist eine seltene Gottesgabe, seltener, als man denkt. Ironie und Satire, die so leicht verwunden, sind recht entfernte Verwandte von ihm.

Die Geistlichkeit, die katholische insbesondere, vor allem aber der Klosterklerus sind oft genug das Ziel bitterer und bitterster Satire gewesen — man denke an die Flugblätterliteratur und -kunst kurz vor Beginn und in der Reformationszeit und an viele Hervorbringungen des Jahres 1848. Davon war und ist Grützner weit entfernt: ihn drängte der Schalk in ihm, und der Künstlergeist sagte ihm: das ist malerisch. Das war alles.

Aber bei dem einen Klosterbilde blieb es nicht, ihm folgte, wie wir sahen, bald ein zweites, und seitdem sind in reicher Folge neue und aber neue entstanden, so daß vielen Grützner geradezu nur als der Maler trinklustiger Mönche bekannt ist. Äußere Umstände mögen dabei mitgewirkt haben: er wurde durch derartige Bilder bekannt; kein Wunder, wenn man immer wieder neue Vorwürfe aus dem einmal beliebten Kreise von ihm verlangte. Dann aber sah die Zeit nach der Einigung Deutschlands das Wiederaufblühen des Kunstgewerbes im besonderen Anschluß an den Stil der Renaissance. Die sogenannten „altdeutschen“ Zimmereinrichtungen kamen in die Mode, eine altdeutsche Bierstube nach der anderen wurde eingerichtet.

<sup>1)</sup> Deshalb ist ja gerade Wilhelm Raabe damals gar nicht, sondern erst jetzt zur Geltung gekommen.

Dazu paßten nun des Meisters trinkfeste Klosterbrüder vortrefflich. Allerdings war's keine Zeit, die dem leibhaftigen Mönche günstig war, da überall der liberalste Wind wehte, drüben in Baden und im Norden in Preußen der offene, überall aber fast der geheime Kulturkampf herrschte. Die Mönche in effigie aber ließ man sich gern gefallen.

Das waren Äußerlichkeiten, die den Künstler zu immer neuem Schaffen auf diesem Gebiete anregen mochten, die aber nicht allein und durchaus nicht vorwiegend ausschlaggebend waren. Als Modemaler würde Grützner ja sonst keine ernste künstlerische Bewertung verdienen. Zunächst war vor allem das Malerische für den Künstler von Bedeutung. Schwer wird sich auch jeder andere dem malerischen Reiz älterer Klosteranlagen, zumal dem der dämmerigen Korridore und Klosterkeller entziehen, und in ihnen wirken wiederum als belebendes künstlerisches Moment die Patres und Fratres in ihren langen Kutten, den hartlosen Gesichtern, die die für den Gesichtsausdruck so charakteristische Mundpartie erst zur Geltung bringen. In dem Riß zwischen Theorie und Praxis des weltabgewandten klösterlichen Lebens fand dann endlich der Humorist ungesucht die prächtigsten Vorwürfe für seinen Pinsel.

Mag man die Verbindung von Kloster und Brauerei als Mißbrauch empfinden oder nicht, dem Humoristen bringt diese Verschmelzung die besten Motive. Oft genug führt uns Grützner in das Bräustübl, wo der gute Tropfen auch an Laienschaft und Weltklerus verzapft wird, wir betreten aber auch die Brauerei selbst; natürlich steigen wir mit ihm auch in die Kellerräume hinab, wo ein anderes edleres Naß in Fässern ruht. Stillvergnügte Mönche, die für sich allein eine Probe halten, hat unser Maler natürlich zahllos geschaffen. Dann finden wir wohl auch derbere Situationskomik: z. B. den Bruder Kellermeister, der mit einem Flaschenkorbe auf ein paar Stufen im Keller verunglückt ist. Gilt sein schmerzlicher Gesichtsausdruck dem körperlichen Weh, das ihm der Sturz gebracht, oder aber dem Wein, der ungetrunken den Boden näßt!? Meist wählt unser Künstler die Tracht seiner Zeit, bisweilen aber führt er uns auch ein paar Jahrhunderte zurück und läßt Männer der Landsknechtszeit mit trinklustigen Herren vom Klerus zehen. Ich für mein Teil ziehe die ersteren vor. Bei den mittelalterlichen Bildern kann ich zumeist das Gefühl nicht los werden, moderne Menschen in Maskenkostüm vor mir zu haben, vielleicht auch ein Vermächtnis der Pilotyschule.

Grützner selbst ist ein Freund guten Trunkes, der Kenner eines guten Tropfens spricht aus den Gesichtern derer, die er probend oder trinkend gemalt hat, und wie wir noch sehen werden, spielen Wein und Bier auch auf anderen Bildern des Meisters eine hervorragende Rolle.

Daß aber das malerische Element am Klosterklerus ihn auch an und für sich fesselt, zeigen zahlreiche Gemälde mit musizierenden Mönchen, bei denen der Humor oft nur als Nebenton leise mitklingt. Prächtige Schöpfungen sind auch der Rasiertag im Kloster und die Klosterfegelsbahn.

Wenn wir Grützner aus den Klostermauern in ein weltliches Kneipstübel folgen, dann treffen wir meist einen Jägersmann an, der seiner staunenden Zuhörerschaft Jägerlatein in optima forma vorträgt. Und wie die Anwesenden gläubig, ungläubig oder zweifelnd ihm lauschen, das ist wieder echter goldener Humor.

Auch noch tiefer steigt Grützner hinab, in die Branntweinschenke. Aber er formuliert daraus nicht etwa eine Anklage gegen unsere sozialen Verhältnisse, er will nicht moralisierend den Einfluß des Teufels Alkohol uns vor Augen führen. Er ist eben auch da nur objektiver Schilderer, aber nicht im Sinne strengsten Naturalismus; der Schalk Humor blickt auch hier hindurch.

Als Grützner noch in Weisse als Gymnasiast weilte, war ihm durch Vermittlung eines Mitschülers ein Band Shakespeare in die Hände gekommen. Er gesteht in seinen Jugenderinnerungen, daß der große Engländer sein Lieblingsdichter wurde und bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Wir dürfen erwarten, auch in unseres Landsmannes künstlerischen Schöpfungen shakespeareische Gestalten zu finden. Vor allem mußte ihn da eine Figur fesseln, die so recht das Gegenstück zu seinen wohlgenährten Mönchstrinkern bildete: Der edle Sir John Falstaff. Öfters hat er ihn im Einzelbilde vorgeführt. Im Jahre 1876 aber schuf er die Folge von 7 Falstaffbildern als Kartons, die das Breslauer Museum für seine Heimatsprovinz erworben hat. Gerade sie lassen die subtile Art und Weise der Ausführung in den Einzelheiten vorzüglich erkennen. Vielleicht tritt in manchen das bewußt komponierte etwas stark hervor. Das hängt aber wohl noch mit etwas anderem zusammen. Vielleicht sind es Eierschalenreste der Pilotyschule, vielleicht hat aber auch der ursprüngliche Charakter des Bühnenstückes mit darauf eingewirkt, daß die handelnden Personen sich für den Beschauer und Zuschauer von der besten Seite zu zeigen scheinen. In höherem Grade gilt dies von dem „Eritus sicut deus“, Mephisto in der Rolle des Faust und der junge Scholar. Durchaus keine Anlehnung an das Theater zeigt dagegen sein Auerbachs Keller, der in seiner Lichtwirkung eine der besten Leistungen des Meisters darstellt.

Hinter die Bühne führt uns Grützner in seine Theatergarderobe. Bunt genug geht's ja in einer solchen zu, und der nachbildende Künstler wird selbstverständlich die Aufgabe haben, etwas Ordnung in das Chaos zu bringen. Das Zuviel der Komposition, besonders die stark betonte

Mittelgruppe — Friedrich Haase als Regisseur mit dem Prinzen Heinz in Shakespeares Heinrich IV. — stören uns Moderne, die wir an das Schlichte gewöhnt sind; das Einzelne aber ist wieder vorzüglich, vor allem die Charakteristik der bartlosen Schauspielergesichter.

Grützners Kunst hat sich in München, weiter im Gebiet des Bajuwarenstammes, festgewurzelt, nur aus dessen Milieu heraus wird sie zum größten Teil verständlich. Grützner selbst ist ein Münchener, ein Baier geworden. Soviel ich weiß, hat er nur ein Gemälde geschaffen, das wenigstens im Titel an die alte schlesische Heimat gemahnt. Es ist eine Illustration zu dem bekannten Kühnschen Liede, der schlesische Zecher:

Auf Schlesiens Bergen, da wächst ein Wein,  
Der braucht nicht Hitze, nicht Sonnenschein;  
Obs Jahr ist schlecht, obs Jahr ist gut,  
Da trinkt man fröhlich der Traube Blut

In diesem Saft trinkt der schlesische Zecher mit dem Teufel um die Wette, der Preis ist seine Seele. Herrn Urian aber wird's zu viel.

Ich trank vor hundert Jahren in Prag  
Mit den Studenten dort Nacht und Tag.  
Doch mehr zu trinken solch sauren Wein,  
Müßt' ich ein geborener Schlesier sein.

Einen tieferen Zusammenhang mit schlesischem Wesen bekundet das Grütznersche Bild, eine echt-feucht-fröhliche Trinkscene, ebenso wenig wie die dichterische Schöpfung Kühns. Man könnte ohne Schaden etwa auch Naumburgisch für schlesisch setzen. Sagt doch ein bekanntes Lied von den am schönen Saaleufer gewachsenen Trauben:

In Jena preßt man Trauben aus  
Und denkt, es würde Wein daraus.

Wir sind am Schlusse der Charakteristik unseres schlesischen Landmannes angelangt. Seinem Entwicklungsgange nach gehört er einer schon wieder überwundenen Kunstperiode unserer rasch lebenden Zeit an. Ein prächtiges Talent, vor allem die Gabe scharfer Charakteristik, hat ihm Mutter Natur auf seinen Weg mitgegeben. Wie es häufig geschieht, wird der und jener bedauern, daß er es nicht im Dienste höherer Aufgaben verwendet hat, die ihm vielleicht für immer einen Ehrenplatz in der Geschichte der Kunst angewiesen hätten. Denen sei nur das eine gesagt: daß man der Natur keinen Zwang antun soll. Gerade beim Künstler jeder Art und Richtung spielt das Individuelle die Hauptrolle.

Höchstes Glück der Erdenkinder  
Ist doch die Persönlichkeit.

Wir dürfen die Kunst in ihren Schöpfungen nicht nur in Kirche und Schloß suchen, auch das Bürgerhaus verlangt seinen angemessenen Schmuck. Für dieses vor allem hat Grützner gearbeitet, manch' frohe Stunden hat er durch seinen gesunden Humor den Beschauern verschafft. Möge es ihm vergönnt sein, noch recht lange eifrig auf seinem ihm so eigentümlichen Gebiete zu wirken! Unsere besten Wünsche aus seiner alten Heimat Oberschlesien folgen ihm.

---

## Über das Schulwesen im alten Beuthener Kreise vor 100 Jahren, nebst einigen Details, die damalige Chorzower Schule betreffend.<sup>1)</sup>

Von

J. Sannig, Chorzow.

**A**m Jahre 1798 wurde dem Probst zu Beuthen, Nawrath, vom damaligen bischöflichen Krakauer Officiat Bartusel und der königlichen Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau das Schulwesen im hiesigen Kreise übertragen. Nawrath griff die Sache mit Ernst und Eifer an, allein sein Eifer wurde gleich von vornherein gelähmt. Er traf, außer in den beiden Städten Beuthen und Tarnowitz, keine Schulhäuser, sondern nur dürftige, enge Organistenwohnungen an, die kaum für die Familie des Organisten Raum genug boten. An eine Erweiterung der Organistenhäuser oder gar an einen Neubau eines Schulhauses war nicht zu denken, da von oben kein Nachdruck kam. Es blieb somit alles beim Alten. Erst mit der Einführung des neuen Reglements vom 18. Mai 1801, nachdem das Schulwesen in Hinsicht des Äußern unter die königliche Kriegs- und Domänenkammer, hinsichtlich des Innern der fürstbischöflichen Schulkommission zu Breslau untergeordnet wurde, begann eine neue Periode des hiesigen Schulwesens. Es kam Nachdruck von oben. Das Gehalt der Lehrer wurde festgestellt und nach Möglichkeit reguliert; die Organistenhäuser wurden einigermaßen zu Schulhäusern gestaltet, ein fleißiger Schulbesuch und die Revision der Schulen anbefohlen. Allein hier entstand eine neue Verlegenheit für den Schulinspektor. Er hatte nur Organisten und

---

<sup>1)</sup> Bearbeitet auf Grund diesbezüglicher Urkunden aus dem fürstbischöflichen General-Vikariatsamt in Breslau.

keine Lehrer; diese waren bloß kontraktmäßig angestellt und bezogen ihr notdürftiges Einkommen nur für die Leistungen bei der Kirche. Auf die neuen reglementsmäßigen Einkünfte der Lehrer hatten sie keine Ansprüche, und dieselben vom Posten zu entfernen und letztere neu zu besetzen, wäre hart gewesen und ging nicht an. Man mußte daher die vorhandenen Organisten, von denen viele nicht deutsch sprechen, ja nicht einmal deutsch lesen und noch weniger schreiben konnten, in Lehrer umwandeln. Was konnten diese lehren und welche Mühe sich nehmen, da sie von der Schule garnichts erhielten, diese also als Nebenbeschäftigung ansahen und neben dem Kirchendienste noch ein Handwerk, welches sie ernährte, als Hauptsache betrieben. Es gab daher unter den Lehrern Maurer, die nur von Martini bis Ostern einigen Kindern Unterricht gaben, im Sommer aber mauerten, Schuster und Schneider, die, während sie ihr Handwerk trieben, die Schüler überhörten. Entstand eine Vakanz, so mußte der Schulinspektor froh sein, wenn sich eine Person meldete, welche einige Lieder erträglich spielte, einigermaßen singen und etwas lesen, schreiben und rechnen konnte. Für das ganze polnisch sprechende Oberschlesien gab es nur ein Lehrerseminar in Kauden, wo einige Kandidaten in vier Wochen zu Lehrern gestempelt wurden. Unter solchen Umständen konnte daher das Schulwesen keine Fortschritte machen. Kaum war in diesen Wirrwar des Schulwesens einige Ordnung gekommen, als ein neues Hindernis sich in den Weg legte. Im November 1805 zog die russische Armee durch den hiesigen Kreis nach Mähren. Fast alle Schulen wurden mit der Einquartierung belegt, wodurch nicht nur die Schulutenzilien zu Grunde gerichtet, sondern auch die Lokale in Lazarette verwandelt und von verschiedenen Krankheiten angesteckt wurden, so daß durch lange Zeit keine Schule gehalten werden konnte. Den Todesstoß aber gab dem ganzen Schulwesen der im Jahre 1806 ausgebrochene unglückliche Krieg gegen Frankreich. Das Land wurde von den Franzosen eingenommen und überall mit feindlichen Soldaten besetzt, unerschwingliche Kontributionen, Tafelgelder, Lieferungen wurden ausgeschrieben und durch Exekution eingetrieben. Die Schulhäuser wurden mit Einquartierung belegt und die größeren in Lazarette umgewandelt. Die Behörden wurden versprengt oder ganz aufgelöst. An das Schulwesen war gar nicht zu denken, niemand konnte sich dessen annehmen. Daher wurde auch weder revidiert noch irgend wohin berichtet. So ging es bis in das Jahr 1810. In diesem Jahre wurde statt der Kriegs- und der Domänenkammer die königliche Regierung in Breslau eingesetzt und das Schulwesen der geistlichen und Schuldeputation derselben untergeordnet. Die Regierung wollte neues Leben in das Schulwesen bringen, befahl dem Schulinspektor, wieder zu revidieren, was er seit 4 Jahren nicht mehr

getan hatte, und neue Schulbücher einzuführen. Nawrath revidierte auch in den Jahren 1811 und 12. Kaum fing er an, wenigstens die vorige Ordnung einzuführen, als wieder eine neue Hemmung eintrat. Zu Anfang des Jahres 1813 brach der für Preußen glorreiche Krieg aus, der aber die Bemühungen des Kreis Schulinspektors so lähmte, daß er allen Mut verlor und um Entbindung vom Schulinspektorate dringend bat. Diese wurde ihm unter huldvoller Anerkennung seiner Verdienste gewährt. Im Jahre 1814, fast noch mitten im Kriege, übernahm der Pfarrer Schneidersky aus Tarnowitz das Schulinspektorat im hiesigen Kreise. In welchem Zustande er das Schulwesen vorfand, läßt sich aus dem Vorhergesagten leicht schließen. Sein Vorgänger hatte es durch große Mühe kaum aus dem Größten gebracht, oder besser gesagt, erst aus Nichts hervorgebracht, als es durch den Krieg und dessen Folgen wieder in sein Nichts zurücksank. Die Schul- oder Organistenhäuser waren fast alle verfallen und für die schulpflichtigen Kinder viel zu beschränkt. Das Volk war durch die Kriege verarmt und konnte für die Schule nicht das Geringste tun. Der Schulbesuch war so schlecht, daß selbst bei den Revisionen keine Kinder anzutreffen waren. Die Kinder hatten nicht die notdürftigsten Lehrmittel und waren mit den verschiedenartigsten polnischen, größtenteils mit Czenstochauer A B C oder Gebetbüchern versehen. Schreibpapier und Tafeln waren äußerst selten. Die Lehrer waren noch größtenteils die alten unfähigen Organisten und nur 4—5 waren in Seminarien vorgebildet. Mit Bangigkeit, aber im Vertrauen auf die Unterstützung der Behörden und der Geistlichkeit trat Schneidersky sein Amt mit begeistertem Eifer an. Das erste, was er unter jenen Umständen als das Nötigste ansah, war, überall die vorgeschriebenen gleichförmigen Schulbücher einzuführen, was zwar, obgleich nach und nach, doch in wenigen Jahren gelang. Ebenso drang er gleich auf Erweiterung und Verbesserung der Schulhäuser. Allein im Kriege und gleich nach demselben konnte auch die Regierung nichts durchsetzen. Wurde eine Lehrerstelle vakant oder neu geschaffen, so entstand wegen deren Besetzung die größte Verlegenheit. Durch den Freiheitskrieg wurden die Seminarien ganz geleert; die Seminaristen blieben teils vor dem Feind, teils dann beim Militär oder nahmen nach der Rückkehr andere Posten an. Es blieb daher nichts übrig, als alte Invaliden oder anderwärts entlassene Lehrer anzustellen. Welcher Qualität diese mitunter gewesen sein mögen, ist aus einem Revisionsbericht des Kreis Schulinspektors aus dem Jahre 1815, betreffend die Schule zu Chorzow, ersichtlich. „Zu Chorzow ist Johann Kornitke ein Gewohnheitsäufser“, lautet das Urteil des Revisors über die Person des dortigen Lehrers. Nur in Beuthen wurde der Magister Philosophiae Faulhaber installiert, der dann als Gymnasial-

lehrer nach Breslau versetzt wurde. Erst als im Jahre 1816 die neue königliche Regierung nach Oppeln kam, erhielt das hiesige Schulwesen einen neuen Schwung, neues Leben. Es wurde streng anbefohlen, überall die Schulhäuser zu reparieren, und wo sich die Kinderzahl vermehrte, zu erweitern oder gar neue Schulen zu stiften. Unwürdige Elemente wurden aus dem Lehrerstande entfernt. Auch Johann Kornffe in Chorzow resignierte im Jahre 1816, wie aus einem Bericht des Kreis Schulinspektors vom 25. August 1816 hervorgeht. An seine Stelle trat Joseph Stokowj aus Chropaczow, welcher anlässlich einer Schulvisitation am 22. März 1817 in sein Amt als Organist und Lehrer eingeführt und vereidigt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde auch beratschlagt, ob es notwendig sei, das Einkommenverzeichnis des neuen Lehrers reglementsmäßig zu revidieren resp. abzuändern. Da jedoch befunden wurde, daß das bisherige Gehalt das reglementsmäßige weit übersteigt, so mußte es nach den Bestimmungen des Schulreglements dem neuen Lehrer belassen bleiben. Es dürfte von Interesse sein, das Einkommen desselben nach dem Emolumentenverzeichnis vom Jahre 1816 kennen zu lernen. Hiernach erhielt der Lehrer von der Gemeinde Chorzow 12 Klafter Holz, 14 Scheffel 12 Meßen Getreide und 9 Taler 14 Silbergroschen 6 Pfennige an barem Geld, von der Gemeinde Domb 7 Scheffel Getreide und 4 Taler 19 Silbergroschen 5 Pfennige bar, von der Gemeinde Heiduf 5 Scheffel Getreide und 3 Taler 8 Silbergroschen bar. Er hatte ferner das Recht, mit dem herrschaftlichen Vieh zwei Kühe unentgeltlich zu hüten, auch erhielt er als Deputat von der Gemeinde Chorzow 5 Scheffel 24 Meßen Kartoffeln und 24 Pfund Salz, von Domb 3 Scheffel Kartoffeln und 12 Pfund Salz und vom Dominium Chorzow 2 Ackerbeete für Kraut- und Kartoffelanbau. Es möge hier erwähnt werden, daß die Chorzower Schule damals auch von den Kindern aus Domb, Ober- und Nieder-Heiduf besucht wurde. Die Schule selbst war ein im Jahre 1804 erbautes hölzernes Häuschen, in welchem eine Wohnstube für den Lehrer und neben dieser eine Lehrstube vorhanden waren. Von letzterer war durch einen Holzverschlag ein Raum abgegrenzt, in welchem das Hausvieh des Lehrers untergebracht war. Dieser Verschlag, mit der Zeit schadhast geworden, gestattete der Kuh des Lehrers freien Einblick in das Klassenlokal, wodurch ihr auch ermöglicht wurde, eine Schulvisitation am 9. April 1818 durch ihr lautes Brüllen (wohl infolge der ihr ungewohnten Situation) zu stören. Das an diesem Tage abgefaßte Protokoll macht auf diesen Übelstand aufmerksam und fordert alsbaldige Abhilfe. Das Dach der Schule war mit Stroh gedeckt und pflegten die Knaben bei ihren Spielen in den Pausen dasselbe zu ersteigen und auf den unten befindlichen Düngerhaufen herunter zu rutschen. Bei einem solchen Spiel

fiel der Knabe Adrian Wlodarski aus Heiduf eines Tages in die neben dem Düngerhaufen befindliche Jauchegrube. Zum Glück war die Grube nicht tief und konnte sich der Knabe, der die damals noch üblichen Lederhosen trug, aus der Grube herausarbeiten. Der alte Wlodarski war aber über diesen Vorfall so aufgebracht, daß er den Knaben von der Chorzower Schule fortnahm und gegen ein Schulgeld in die seit dem Jahre 1800 in Königshütte bestehende Knappschaftsschule zu dem evangelischen Rektor Passel schickte. Passel erkannte gleich die außerordentlichen Geistesgaben des kleinen Adrian und bildete ihn für das Gleiwitzer Gymnasium aus. Wlodarski studierte dann Theologie. Später wurde Adrian Wlodarski Weihbischof von Breslau. —

Im Jahre 1818 wurde eine neue Einteilung der landrätlichen Kreise vorgenommen und in jedem Kreise nun ein Schulinspektor angestellt. Da aber durch den hiesigen Bergbau und Hüttenbetrieb die Volkszahl und folglich auch die Zahl der schulfähigen Kinder sich vermehrte, so mußten alle alten Schulhäuser umgebaut oder doch bedeutend erweitert und neue Schulen errichtet werden. Auch die Chorzower Schule entsprach hinsichtlich des Raumes nicht mehr den Verhältnissen und der Schulrevisor macht im Revisionsprotokoll vom 16. Mai 1820 den Vorschlag, die Heiducker Kinder in Königshütte einzuschulen und an der dortigen Schule einen zweiten katholischen Lehrer anzustellen. Im Jahre 1823 wurde dann mit einem Neubau der Chorzower Schule begonnen und dieselbe Mitte November 1824 eröffnet. Ein Protokoll vom Jahre 1824 lautet: „Das Schulgebäude ist nunmehr ganz neu, die Schulstube geräumig und mit allen Utensilien versehen, nur der Ofen ist gänzlich mißrathen, da derselbe gewaltig qualmt und die Schulstube durch denselben nicht gehörig erheizt werden kann.“ Probst Beder in Chorzow wies nun der Schule auch einen Platz für eine Baumschule an, welcher von der Gemeinde urbar gemacht und mit einem Zaune umgeben wurde.

Zur Fortbildung der Lehrer wurden im Jahre 1825 Konferenzen und Schullehrervereine eingeführt und eine nicht unbedeutende Kreis-Schullehrerbibliothek angelegt. Die Schulen waren nun fast durchweg mit den notwendigen Apparaten versehen und überall die vorgeschriebenen gleichmäßigen Bücher eingeführt, mit denen die Kinder fast durchweg versehen waren. Zur Anschaffung der Schulbücher waren an den meisten Orten Foundationen entstanden. Obstbaumzuchtgeräte waren an den meisten Schulen vorhanden. In demselben Grade, wie daß Äußere der Schulen sich vervollkommnete, rückte auch das Innere der Vollkommenheit näher. Die Kinder, welche in dieser Zeit die Schule besuchten, besaßen bessere Kenntnisse, als ehemals. Außer den Alten gab es selten einen Menschen im

hiesigen Kreise, welcher nicht lesen, nicht wenigstens seinen Namen schreiben und soviel rechnen konnte, als er für seine Verhältnisse bedurfte. Fast alle, die es haben konnten, sah man jetzt mit Gebetbüchern zur Kirche gehen.

So wurden von den Kreis Schulinspektionen alle Kräfte angewandt, um nicht nur die Mängel des hiesigen Schulwesens gänzlich zu beheben, sondern auch immer weiter fortzuschreiten, damit das hiesige Schulwesen keinem andern des Vaterlandes nachstehen sollte. Vorwärts war ihr Lösungswort und diesem entsprechend ist es gelungen, das Schulwesen auf den gewünschten Höhepunkt zu bringen.

---

## Beiträge zur Geschichte der Pfarreien im Archipresbyterat Gleiwitz.

Von

Dr. Johannes Chrzaszcz, Peiskretscham.

### Parochie Petersdorf-Gleiwitz.

(Petersdorf, Schalscha, Zernik.)

#### I.

Gründung und Dotation der Parochie Petersdorf 1276—1297.

**D**er Name dieser Parochie lautet bald Parochie Petersdorf Städtisch, bald bloß Petersdorf, bald Petersdorf-Gleiwitz. Die erstere Bezeichnung rührt daher, weil die Pfarrkirche in Petersdorf Städtisch liegt, die letztere aber daher, weil seit 1897 die Gemeinden Petersdorf Städtisch und Petersdorf von Welczek zu Gleiwitz inkommunalisiert ist.

Pfarrer Wanjura von Petersdorf gibt den Umfang der Parochie im Jahre 1855 also an: „1. Petersdorf Städtisch, 2. Petersdorf von Welczek, 3. Zernik Städtisch, 4. Zernik von Gröling, 5. Schalscha mit dem Vorwerk Neuhof, 6. Dominium Althof, 7. Kolonie Neudorf. Zum Pfarrverbande Petersdorf gehören auch die auf Petersdorfer Grunde erbauten Häuser an der Zabrzez Chaussee, als das Haus des Josef Gawron, des Albert Burek, des Johann Münich, des Cajetan Schliwa, die Chaussee-Zollhebestelle und die sogenannte Schubert'sche Besitzung, dicht an der Chaussee und an der Eisenbahn gelegen. Diese letztgenannten einzelnen Besitzungen sind zwar seit dem Jahre 1852 dem Polizei- respektive

Gemeindeverbände der Stadt Gleiwitz zugeschlagen, doch ist durch diese Zuschlagung in dem Parochialverhältnisse keine Veränderung eingetreten, es müssen vielmehr alle kirchlichen Akte (Taufen, Trauungen, Begräbnisse) aus den genannten Besitzungen in der Pfarrkirche zu Petersdorf verrichtet werden, und ist auch die Beitragspflichtigkeit zu Bauten und Reparaturen bei hiesiger Kirche, Pfarrei und Schule durch die erwähnte Zuschlagung zum Gemeindeverbände Gleiwitz nicht aufgehoben.

Ebenso gehören zum Petersdorfer Pfarrverband alle innerhalb der Grenzmarken von Petersdorf und Zernik beider Anteile, Schalscha und Neudorf gelegenen einzelnen Häuser und Besitzungen.

Über die zum Petersdorfer Pfarrverband gehörige Kolonie Neudorf muß noch besonders bemerkt werden, daß dieselbe durch Erbauung von Häusern auf Petersdorf von Welzeck'schem Grunde entstanden ist." Soweit Pfarrer Wanjura. —

Ziehen wir jene Ortschaften zusammen, so dreht sich die Geschichte der Parochie um die drei Orte: Petersdorf, Zernik und Schalscha.

Das Dorf Sobiszowice, in deutscher Sprache Petersdorf genannt, liegt am rechten Ufer der Klodnitz, während dem Dorfe gegenüber auf dem linken Ufer des Flusses die industriereiche Stadt Gleiwitz sich hinzieht. Die Klodnitz bildet ein ziemlich breites, tiefes Tal mit geringem Gefälle, links und rechts dehnen sich Wiesen und Äcker aus. Am rechten Ufer der Klodnitz steigen in einiger Entfernung die Höhenzüge des Tarnowitzer Plateaus empor. Hier nun an der Klodnitz und dem Fuße dieser Höhenzüge, also in tiefer Niederung war das alte Sobiszowice mit seiner Burg oder dem Schlosse eingebettet.

Oberschlesiens Industriebezirk ist berühmt durch unterirdische Schätze, welche, wie mehrfache Bohrungen um 1885 ergaben, auch unter dem Boden von Sobiszowice aufgespeichert liegen. Auffehen erregend ist ein Fund, der bei dem Dorfe gemacht worden, nämlich Reste von Rhinoceros und zwei Elefanten, also von Tieren, welche nur im heißen Klima gedeihen.<sup>1)</sup>

Die älteste Erwähnung von Sobiszowice findet sich in einer Urkunde vom 15. Juni 1276.<sup>2)</sup> Um den Inhalt der Urkunde würdigen zu können, müssen wir darauf hinweisen, daß seit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts zahlreiche Kolonisten aus dem westlichen Deutschland und besonders aus Franken in das schwach besiedelte, dünn bewohnte Schlesien herbeiströmten, neue Dörfer und Städte gründeten. Die Herzöge, die Kirche und die Edel-

<sup>1)</sup> Bunte Bilder aus dem Schlesiensland. 1898. 157, 427 ff.

<sup>2)</sup> Regesten 1509.

leute förderten die deutsche Kolonisation, weil sie jetzt von ihren Ländereien größeren Ertrag erzielten.

So geschah es denn auch, daß nach jener Urkunde vom 15. Juni 1276 Graf Peter von Slawetaw, Besitzer von Sobischowiz, sein Gut Sobischowiz seinem „compater“ Hermann zur Aussetzung nach deutschem und zwar fränkischem Rechte übergab. Offenbar war der Unternehmer (locator) Hermann aus dem Westen zugezogen und hatte sich mit dem Grafen Peter befreundet, dem er auch bei der Taufe der Kinder als Pate stand. Denn compater bedeutet „Pate“.

Für die Mühe, welche dem Hermann die Herbeiziehung der Anstiedler, die Vermessung der Ackerstücke an dieselben auf bebautem und waldbestandenem Terrain verursachte, wurde er vom Grafen reichlich entschädigt. Er erhielt die sechste Hufe frei für sich, konnte zwei Mühlen anlegen, alle Fischteiche im Dorfe gehörten ihm, mit Ausnahme eines einzigen, den sich der Graf vorbehielt. Ferner konnte Hermann eine freie Schenke, eine Brot- und Fleischbank einrichten. Als Scholze erhielt er von den Strafgefällen den dritten Teil und konnte sogar über größere Vergehen, bei denen Blut vergossen war, zu Gericht sitzen.<sup>1)</sup>

Ferner erhielt Hermann beziehungsweise sein Nachfolger, das ist der jedesmalige Besitzer der Scholtisei, das Recht, von den Schuhmachern den dritten Teil der Abgaben für sich zu behalten.<sup>2)</sup>

Die neuen Anstiedler oder Bauern sollen, wenn sie schon bebautes Land erhalten, vier Freijahre genießen, bei nicht bebautem oder Waldboden hingegen sechszehn Freijahre. Nach Ablauf der Freijahre zahlen sie von jeder Hufe — die fränkische Hufe war 72 Morgen groß — dem Grundherrn eine halbe Mark und als kirchlichen Zehnten 3 Scheffel Korn und 3 Scheffel Hafer.<sup>3)</sup>

Überaus wichtig ist die Bestimmung: Eine Hufe erhält eventuell die Kirche. Daraus geht hervor, daß im Jahre 1276 eine Pfarrkirche in Sobiszowice noch nicht bestand, daß jedoch die Gründung einer solchen in Aussicht genommen war. Das Dorf wurde bis dahin von Glewitz aus pastoriert,

<sup>1)</sup> Diese Rechte bildeten den Inbegriff der Scholtisei, deren erster Inhaber Hermann war. Der Scholze saß zu Gericht mit den Dorfschöffen.

<sup>2)</sup> Tertium pro sutoribus. Eine andere Auffassung dieses unklaren Ausdrucks haben die Regesten l. c.

<sup>3)</sup> Eine halbe Mark jener Zeit entspricht etwa 15 Reichsmark. Der kirchliche Zehnt wurde an den Bischof oder an jene Kirche entrichtet, welcher der Zehnt vom Bischof zugewiesen war. — Die Regesten 1509 haben hier einen Druckfehler: „3 Scheffel und 3 Scheffel Hafer“ anstatt „3 Scheffel Korn und 3 Scheffel Hafer“.

denn noch im Jahre 1679 bezog der Pfarrer aus Zebisowice, das ist aus unserm Dorf Sobiszowice, anstatt des Garbenzehnts 8 Taler.<sup>1)</sup>

Bei der Umsetzung des Dorfes Sobiszowice ins deutsche Recht 1276 wurde die Dorfgemarkung erweitert; denn nach der bereits mehrfach genannten Urkunde sollten Bauern auch auf Waldboden ausgesetzt werden. Zu dem alten Dorfe kam mithin eine Erweiterung des Dorfes, oder ein neues Dorf hinzu. So entstand ein Alt- und ein Neu-Petersdorf. Zu Ehren des Grafen Peter von Slawetaw, der diese Erweiterung, beziehungsweise Neugründung durch den obengenannten Hermann ausführen ließ, wurden beide Anteile Petersdorf genannt. Im Polnischen hat sich der alte Name Sobiszowice bis auf den heutigen Tag erhalten. Letzterer Name ist von dem Eigennamen Sobiech abzuleiten. Ein sonst unbekannter Sobiech muß demnach der Gründer oder früherer Besitzer von Sobiszowice gewesen sein.

Die beiden Männer, Graf Peter von Slawetow und der Scholze Hermann, begegnen uns urkundlich noch einmal, nämlich am 17. September 1297.<sup>2)</sup>

Nach dieser Urkunde verkauft, das ist übergibt Graf Pascho, Sohn des Warmund, Erbherr von Sobischowiz, seinem Kmeto namens Radslaus sein Vorwerk Egot bei Petersdorf zur Aussetzung nach deutschem und zwar nach fränkischem Recht. Für seine Mühe erhält Radslaus die Scholtisei in Elgot, eine freie Schenke; er kann, wo er will, einen Fischteich anlegen, hat die siebente Hufe als freies Eigentum und den dritten Teil vom Gericht. An dem flusse Chocenna (dem Rokitnitzer Wasser) kann er am unteren Teil der Brücke eine Mühle errichten und zwar zwischen den Grenzen von Sobischowiz und Syrnik (Zernik bei Petersdorf). Die Kolonisten erhalten für bereits unter den Pflug genommene Äcker vierzehn, für Waldland 16 Freijahre, nach deren Ablauf sie wie die Ansiedler in Petersdorf ihre Dienste (Abgaben) zu leisten haben.

Das Vorwerk Ellgot ist jüngeren Ursprungs, wie überhaupt alle Orte, welche diesen, in Schlesien sehr häufigen Namen tragen. Das Vorwerk mag vom Grafen Peter angelegt worden sein; zu einem Dorfe wurde es erweitert 1297. Doch hat das kleine Dorf niemals eine Bedeutung gehabt; es blieb ein Anhängel von Petersdorf. Jedenfalls war 1297 der schon behaute Acker in Ellgot noch sehr frisch und mit Stämmen und Wurzeln des soeben niedergeschlagenen Waldes stark durchsetzt, weil die Ansiedler auf

<sup>1)</sup> Visitationsprotokoll 1679 unter Glewitz, proventus parochi. Garbenzehnt war bekanntlich einer der ältesten kirchlichen Abgaben. — Den Garbenzehnt von der Neugründung (Petersdorf Städtisch) bezog hingegen der neueingesetzte Pfarrer von Petersdorf.

<sup>2)</sup> Regesten 2478.

schon bebautem Boden fast ebensoviel Freijahre erhielten, wie die Ansiedler auf Waldboden.

Der Bauer Radslaus ist nicht Eigentümer von Ellgot, sondern nur Scholze. Eigentümer bleibt Graf Paschko. Paschko ist aber ohne Zweifel identisch mit Peter, nämlich dem am 15. Juni 1276 genannten Grafen Peter von Slawetaw, dem Besitzer von Alt- und Neu-Petersdorf. Sowohl der Graf wie sein Freund und Pate Hermann waren Deutsche. Auf den deutschen Ursprung weisen die deutschen Eigennamen Hermann und War-mund, der Vater des Grafen hin. Beide mögen aus dem Westen Deutschlands eingewandert, also auch Landsleute gewesen sein. Daß sie in der neuen Heimat treu zusammenhielten, zeigt ihr kirchliches Verhältnis als „Compatres“, das ist als Paten, wie bereits erwähnt worden.

Unter den Zeugen der Urkunde interessieren uns besonders der bereits genannte Hermann, Schulz von Petersdorf, und Wancko, Kaplan des Ausstellers. Unter Kaplan ist aber in der Sprache jener Zeit der Pfarrer zu verstehen. Demnach war Wancko Pfarrer von Petersdorf, jedenfalls der erste Pfarrer von Petersdorf, und wenn Pfarrer, dann gab es 1297 auch schon eine Pfarrkirche in Petersdorf.<sup>1)</sup>

Die Gründung der Pfarrkirche in Petersdorf setzen wir demnach in die Zeit von 1276 bis 1297. Da bereits 1276 eine Hufe für den Pfarrer reserviert war, so ist anzunehmen, daß bald darauf auch die Pfarrei errichtet wurde. Und so mag immerhin das Jahr 1276 als Gründungsjahr der Pfarrei gelten.<sup>2)</sup>

Die Urkunde vom 17. September 1297 macht uns noch mit dem Dorf Sznik bekannt, welches an Petersdorf und Ellgot grenzt. Der Name ist von zer oder zyr abzuleiten und bedeutet Schweinemast, Futter. Zernik oder Zyrnik heißt ein Fütterungsplatz für die Waldtiere. Demnach hat sich das Dorf aus dem Fütterungsplatz herausgebildet.

Der Umfang der neuen Parochie umfaßte, wie dies naheliegt, die dem Grafen Peter gehörigen Orte Petersdorf und Ellgot, dann jedenfalls von Anfang an auch Sznik, das vielleicht auch dem Grafen gehörte. Schalscha kam viel später hinzu.

Bei Aussetzungen nach deutschem Rechte war es Grundsatz, auch eine Pfarrkirche zu erbauen und sie mit einer oder zwei Hufen zu dotieren. Die Dotation gab der Grundherr, im vorliegenden Fall Graf Peter von Slawetaw.

<sup>1)</sup> Der Name Wancko ist eine vollstümliche Abkürzung von Wenceslaus. Auch die Form Wanke kommt vor, wie jetzt noch häufig.

<sup>2)</sup> Nicht aber auch als Gründungsjahr der Kirche! Vielmehr mag eine Kapelle oder eine Kirche, die von Gleiwitz aus pastoriert wurde, schon früher dort, wo die jetzige Pfarrkirche steht, gestanden haben. Wir kommen auf diese Vermutung noch zurück.

So können wir den Schlusssatz aufstellen: Die Pfarrei Petersdorf ist im Jahre 1276 vom Grafen Peter dotiert und bald darauf durch den Pfarrer Wenceslaus besetzt worden.

Die ursprüngliche Dotationshufe ist jetzt noch vorhanden. Sie zieht sich in einer langen Linie von Petersdorf nach der jetzigen Zabrzer Chaussee hin und umfaßt über 70 Morgen guten Ackerboden. Es fällt überaus auf, daß das Pfarrgebäude nicht bei der Kirche steht, sondern in ziemlicher Entfernung von der Kirche an dem einen, der Kirche zugekehrten Ende der Dotationshufe. Woher diese auffallende Erscheinung? Vermutlich bestand an der Stelle, wo jetzt die Pfarrkirche steht, ursprünglich eine Kapelle, in welcher die Geistlichkeit aus Glewitz Gottesdienst abhielt. Als 1276 Graf Peter für den künftigen Pfarrer die Dotationshufe schenkte und der Pfarrer Wenzel sein Amt antrat, blieb die Kapelle an der alten Stelle und wurde zur Pfarrkirche erhoben; die Pfarrei aber wurde in einiger Entfernung auf der Dotationshufe erbaut, weil von hier aus die Bewirtschaftung des Feldes am bequemsten war.

Noch eine zweite Möglichkeit ist vorhanden. Vielleicht stand ursprünglich das Pfarrhaus neben der Pfarrkirche und wurde später auf die Dotationshufe verlegt, wobei das frühere Pfarrhaus als Schule und Wohnung für den Organisten eingeräumt wurde.

## II.

Entwicklung der beiden Anteile von Petersdorf mit Ellgot und von Zernik bis zum dreißigjährigen Kriege.

### Kirche und Glocken.

Die nächste Erwähnung von Petersdorf fällt bereits in den Anfang des nächsten Jahrhunderts, etwa in das Jahr 1305.<sup>1)</sup> Aus dieser Zeit stammt das bekannte Fundationsbuch des Bistums Breslau, in welchem die dem Bischof reservierten Zehnten verzeichnet sind. Es heißt nun in diesem Buche: Item in novo Sobysowitz expleta libertate dominus episcopus habet de quolibet manso per quatuor grossos . . . . Item in Syrdnik expleta libertate dominus episcopus habet per quatuor

<sup>1)</sup> Die Anmerkung 103 zu Petersdorf im Liber fundationis: „Im älteren Dorfe (Petersdorf) hatte 1302 das Kloster Himmelwitz die Zehnten. Vgl. Cod. dipl. Sil. II. 81 ist nicht richtig. Ebenfowenig richtig ist die im Cod. dipl. Sil. XVI. 24 die in Klammern beigelegte Erklärung zu Peterkowicz, derzufolge dieser Ort identisch mit Petersdorf beziehungsweise Städtisch-Petersdorf bei Glewitz sein soll. Vielmehr ist Peterkowicz der ältere Name für das Dorf Oratsche bei Cost. Petersdorf wird niemals Peterkowicz genannt, es war auch niemals dem Kloster Himmelwitz zinspflichtig.“

grossos.<sup>1)</sup> Das bedeutet: „Ebenso bezieht in Neu-Sobysfowitz nach Ablauf der Freijahre der Herr Bischof von jeder Hufe je vier Groschen . . . Ebenso hat der Herr Bischof in Syrdnik nach Ablauf der Freijahre je vier Groschen.“

An dieser Stelle wird Neu-Sobischowitz, das ist Neu-Petersdorf erwähnt. Es ist dies die im Jahre 1276 erfolgte Neugründung des Dorfes, wodurch zu dem alten, in der Klodnitz-Niederung gelegenen Dorfe Sobiszowice ein neues, nach deutschem Recht ausgesetztes Dorf, also Neu-Sobiszowice hinzukam.<sup>2)</sup> In dem alten Dorfe hatte nicht der Bischof, sondern der Pfarrer von Gleiwitz den Zehnten, wie bereits erwähnt worden ist; in dem neu gegründeten Dorfe hatte, wie wir nunmehr aus den angeführten Worten des Fundationsbuches erfahren, der Bischof den Zehnten, aber nicht in natura, nämlich 3 Scheffel Korn und 3 Scheffel Hafer von jeder Hufe, wie dies in der Urkunde vom 15. Juni 1276 festgestellt war, sondern der Naturalzehnt war nach Ablauf der 16 Freijahre, also seit 1292, bereits in einen Geldzehnt (je vier Groschen von der Hufe) umgewandelt worden.

Dasselbe gilt von Syrdnik, das ist von Zernik. Interessant ist es hierbei zu erfahren, daß auch dieses Dorf Freijahre genoß, daß es somit auch nach deutschem Rechte umgesetzt worden war.

Im Fundationsbuch wird Ellgot gar nicht erwähnt, es sei denn, daß die sonst unerklärliche Stelle: „Item apud Vitanum ferto“ auf die Ortschaft sich bezieht.

Die zitierten Worte des Fundationsbuches lassen deutlich erkennen, daß unser Kirchort in zwei Anteile zerfiel, in Alt- und Neu-Sobischowitz, oder in Alt- und Neu-Petersdorf. Diese beiden Anteile haben sich durch alle Jahrhunderte bis auf die Gegenwart erhalten. Alt-Petersdorf an der Klodnitz hieß später Petersdorf von Welzeck. Hier stand das Schloß oder die Burg von Petersdorf, dessen Spuren noch vorhanden sind. Der andere Anteil, Neu-Petersdorf oder Petersdorf Städtisch hat keine Burg, dafür hat es die Kirche und die Pfarrwidmut. Es heißt Petersdorf Städtisch, weil es 1511 in den Besitz der Stadt Gleiwitz gelangte.

Die Namen der Besitzer jener beiden Anteile sind — abgesehen vom Grafen Peter von Slawetaw — unbekannt; erst das Jahr 1403 bringt uns einige Kunde. Am 5. November dieses Jahres bekennt Katharina, Herzogin von Auschwitz und Herrin von Gleiwitz, mit ihrem Bruder Johannes Herzog von Auschwitz, daß Johann von Konar (= Konary bei Wieschowa) und seine Tochter Katharina Wynoschkin von Trynek das

<sup>1)</sup> Liber fundationis 97, 98. Eine Kirche zu Schalscha bestand 1447 jedenfalls noch nicht!

<sup>2)</sup> Ob bei jener Neugründung auch das alte Dorf Sobiszowice nach deutschem Recht umgewandelt wurde, bleibt dahingestellt; wahrscheinlich ist es immerhin.

halbe Dorf Petersdorf, ein Vorwerk, eine Mühle, Teiche und Patronat der Kirche, die da liegt in dem genannten Dorfe, und ganz Ellgot, als es liegt in seinen Grenzen von altersher im Gleiwitzer Gebiete, für hundertfünzig Mark an Paschko von Goczsdorf zu erblichen und ewigen Besitz verkauft habe.<sup>1)</sup>

Das halbe Dorf mit dem Patronat der Kirche kann sich nur auf Neu-Petersdorf oder Petersdorf Städtisch beziehen.<sup>2)</sup>

Die Schicksale von Petersdorf sind mit denen der Stadt Gleiwitz aufs innigste verflochten. So wird auch Petersdorf bei den nach Gleiwitz gerichteten Hussiteneinfällen, und zumal in der Zeit vom 17. April 1430 bis 4. April 1431, als Gleiwitz der Mittelpunkt hussitischer Macht in Oberschlesien wurde, von den Hussiten wohl kaum verschont geblieben sein.

Nach den Hussitenkriegen wurden die kirchlichen Verhältnisse neu geordnet; der Peterspfennig, eine uralte, seit 1008 im Bereiche des damaligen polnischen Reiches erhobene Kirchensteuer wurde 1447 wieder erhoben. Die Rechnung über den Peterspfennig im Archidiaconat Oppeln ist bekanntlich noch erhalten. Es heißt darin: „III Skoti Petersdorf. Sobieschowice.“<sup>3)</sup> In diesem kurzen Ausdruck erscheinen die beiden Anteile des Dorfes scharf getrennt; Petersdorf ist das 1276 neugegründete, Sobieschowice das ältere Dorf. Der Peterspfennig wurde auf 3 Skot geschätzt; 3 Skot sind gleich 6 Groschen à 12 Pfennige. Vergleicht man den Peterspfennig aus den anderen Parochien des alten Gleiwitzer Archipresbyterats, so ergibt sich, daß die Parochie Brzezinka und Bujakow ebenso viel gaben, mithin ebenso groß waren wie die Parochie Petersdorf, ein Verhältnis, das im großen und ganzen bis auf die neue Zeit bestanden hat. —

Petersdorf und Gleiwitz, wie überhaupt der ganze Kreis Gleiwitz bildeten einen Teil des Herzogtums Cosel—Beuthen. Als sich dieses 1355 auflöste, wurde im allgemeinen das Gebiet von Gleiwitz geteilt, die östliche Hälfte mit der halben Stadt Gleiwitz kam an die Ölsner Herzöge, die westliche Hälfte mit der anderen Hälfte von Gleiwitz gedieh an die Teschener Herzöge. Petersdorf teilte die Geschichte des östlichen Teiles. Unter dem König Matthias vermochten die Ölsner Herzöge in ihrem Besitze von halb Gleiwitz und der östlichen Hälfte des Kreises Gleiwitz sich

<sup>1)</sup> Abgedruckt im Gymnasial-Programm von Gleiwitz 1879; und bei Nietsche, Geschichte von Gleiwitz, 56.

<sup>2)</sup> Man beachte, daß schon damals Ellgot, beziehungsweise ein Anteil Ellgot, mit dem Anteil Petersdorf Städtisch verbunden war.

<sup>3)</sup> Zeitschrift XXVII. 368. Wenn hier in der Anmerkung 84 und 85 Petersdorf mit Städtisch-Petersdorf, Sobieschowitz mit Petersdorf von Welczek (Anteil von Welczek) identifiziert wird, so ist dies richtig.

nicht zu behaupten; dieses Gebiet kam auf kurze Zeit an Herzog Heinrich von Münsterberg, den Sohn des berühmten Königs Georg Podiebrad von Böhmen, dann, nachdem König Georg dem König Matthias von Ungarn unterlegen war, an den König Matthias selbst.

Schließlich hatte der Kreis Gleiwitz die beiden Herren: Herzog Hanus von Auschwitz (aus der Teschener Herzogslinie) und den König Matthias.

Dies vorausgeschickt, wird das Nachfolgende leicht verständlich sein. Am 14. Mai 1482 bekennt der König Matthias in einer zu Preßburg ausgestellten Urkunde: daß vor ihm Hanus, Herzog von Auschwitz und Ujest, seine halbe Stadt Gleiwitz mit der Vogtei, und den Dörfern Richtersdorf, Ostroppa, Trynek und Ellgot (Ellgot—Jabrze), dazu die Landleute und Ritter der Dörfer Wielopole, Leboschowitz, Smolnitz, Alt-Gleiwitz und Deutsch-Jernitz, dem wohlgeborenen Johann Bolik, Hauptmann von Oberschlesien, für 4000 ungarische Gulden verkauft habe. Diesen Verkauf bestätigt der König.

An demselben 14. Mai 1482 verpfändet König Matthias die ihm zustehende östliche Hälfte des Kreises Gleiwitz, nämlich die andere Hälfte der Stadt Gleiwitz mit der Vogtei, die Dörfer Trynek, Knurów, die Landleute und Ritter der Dörfer Jernitz, Sobieszowicze, (Petersdorf), Gieraltowitz, Preiswitz, Kriewald, Schönwald und Nieborowitz, mit demselben Rechte, wie er (der König) es von Heinrich Herzog von Münsterberg gekauft hat, an denselben Hauptmann Johann Bielik.<sup>1)</sup>

So war das ganze Gleiwitzer Gebiet, nachdem es von 1355 bis 1482 geteilt war, wieder in einer Hand vereinigt. Bald darauf, nämlich am 2. Oktober 1492, kauften dieses Gebiet für 8500 Gulden die Gebrüder Nikolaus und Johann, Herzöge von Oppeln.<sup>2)</sup> So wurde der Kreis Gleiwitz, und mithin auch Petersdorf, dem Fürstentum Oppeln einverleibt, mit dem es 1552 an das Haus Habsburg, 1742 an das Haus Hohenzollern fiel.

Durch Klärung und Befestigung der politischen Verhältnisse seit 1482 stieg Gleiwitz empor. Als ein Zeichen dieses Emporstiegens kann angesehen werden, daß die Stadt im Jahre 1511 von Nikolaus Mokrski und Wenzel Nepaski einen Anteil von Petersdorf, Ellgot und Jernitz kaufen konnte.

<sup>1)</sup> Codex diplom. VII. 112 (Registrums. Wenceslai). Die Stadt Gleiwitz hatte damals zwei Magistrate und zwei Stadtvögte (Stadtrichter). Das Dorf Trynek bei Gleiwitz war gleichfalls geteilt: Die eine Hälfte gehörte den Ölsner, die andere den Teschener Herzögen. Schönwald und Nieborowitz müssen damals sehr verwüstet gewesen sein, da sie in der genannten Urkunde geradezu Schönwald pusty und Nieborowicze pusty genannt worden.

<sup>2)</sup> Codex diplom. VI. 156.

Es ist dies jener Anteil, welcher von nun an Petersdorf Städtisch und Jernik Städtisch heißt. Im Jahre 1554 bezog die Stadt aus ihrem Anteil in Petersdorf (einschließlich Ellgot) von den zehn Bauern jährlich 28 Goldgulden und 36 1/2 floren 11 1/2 Groschen in Münze. Von dem Anteil des Dörfleins Jernik, das der Stadt erblich gehörte, kamen jährlich 9 floren 20 Groschen ein.<sup>1)</sup>

Vielleicht hat auch Petersdorf um jene Zeit an Wohlstand zugenommen. Jedenfalls ist es ein erfreuliches Zeichen, daß 1526 eine neue Kirchenglocke gegossen wurde. Sie hat 85 Zentimeter im Durchmesser und trägt die Inschrift Ihesus Nazarenus rex iudeorum (= Judaeorum). Lucas. Johannes. m. 1526. (Jesus von Nazareth, König der Juden. Lucas. Johannes. Im Jahre 1526.) Mehrere Jahre darauf wurde die größere Glocke, und zwar 1554 gegossen. Sie hat 105 Zentimeter im Durchmesser und trägt die Aufschrift: Jezus Nazarenus rex iudeorum miserere nostri. Anno Domini 1554. (Jesus von Nazareth, König der Juden, erbarme dich unser. Im Jahre des Herrn 1554.)

Endlich wurde um jene Zeit auch die Kirche neugebaut. Mit der Jahreszahl 1592 ist nämlich der Eisenbeschlag der Westtür bezeichnet. Die frühere Kirche mag von Holz gewesen sein, vielleicht aber auch schon massiv, da es in Petersdorf selbst an Kalksteinen und auf den Feldern an den sogenannten Findlingen nicht fehlte.

Das neue Gotteshaus, dasselbe, wie es heute noch dasteht, wurde aus Kalksteinen und aus Ziegeln erbaut, zum Teil mit Strebepfeilern von außen gestützt — ein Überrest der gotischen Bauweise! Das Presbyterium hat ein Kreuzgewölbe ohne Rippen, das Schiff hat nur eine Holzdecke. Auch die Sakristei ist massiv und hat ein Spitzbogenfenster, während in der Kirche selbst sich Rundbogenfenster befinden. Das Presbyterium ist gerade geschlossen.

Im Westen der Kirche befindet sich der Turm, dadurch merkwürdig, daß ihm der Helm fehlt; er ist mit einem Spätrenaissance-Zinnenkranz, Kehlgesims und Zahnschnittfries versehen.<sup>2)</sup> Die Pyramide steigt quadratisch

<sup>1)</sup> Nietsche, Geschichte von Gleiwitz 116, 120, 211. Wer besaß den anderen Anteil von Petersdorf? Die Adelsfamilie Trach; 1565 brach zwischen Johann Trach von Brzezie und der Stadt Gleiwitz ein Streit über die Ausübung des Kretschamrechts in Petersdorf aus. Der Streit wurde zu Gunsten der Gleiwitzer entschieden; sie konnten laut Kaufbrief vom Jahre 1511 in Petersdorf-Städtisch das Kretschamrecht ausüben. Johann Trach von Brzezie (junior) fast seit 1605, Wilhelm Trach von Brzezie von 1621—1649 auf seinem Anteil, den nun der Kanzler Johann von Welzeck kaufte. Seit 1649 hieß dieser Anteil bis heute Petersdorf von Welzeck. — Und wer besaß den anderen Anteil von Jernik? 1621 Sigismund Studnicki, dann die Jesuiten bis 1730, dann Franz Adam von Dobruski u. s. w.

<sup>2)</sup> Sutsch, Kunstdenkmäler S. 387.

empor. Der Turm ist ebenso gebaut wie der Turm in Broslawitz 1564, oder wie der Turm in Kamienitz.

In Triest's Topographischen Handbuch von Oberschlesien findet sich folgende Stelle: „Die katholische Pfarrkirche (in Petersdorf) soll nach einer vom Erzpriester Ledwoch aufgestellten Chronik von den Tempelherrn erbaut sein. Der Baustil ist derselbe wie bei den Kirchen in Kamienitz und Broslawitz, welche ebenfalls den Tempelherrn zugeschrieben werden.<sup>1)</sup> Es läßt sich indessen nicht erweisen, daß die Tempelherrn auch in Oberschlesien Besitzungen hatten; ferner war der Templerorden längst untergegangen, als der Turm in Broslawitz gebaut wurde, der die Jahreszahl 1564 aufweist. Diesem Turm ist auch der Petersdorfer durchaus entsprechend und stammt offenbar aus derselben Zeit — wohl aus dem Jahre 1592, wie die Kirche selbst. Auch hat es einen Tempelherrn-Baustil kaum gegeben.<sup>2)</sup>

Die Besitzverhältnisse waren zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts folgende: Den einen Anteil von Petersdorf mit dem wüsten Ellgot und den einen Anteil von Zernik besaß die Stadt Gleiwitz; den anderen Anteil von Petersdorf mit halb-Ellgot besaß Johann von Brzezic, und den anderen Anteil von Zernik besaß Sigismund Studnicki.

### III.

Der dreißigjährige Krieg. Erbherren Wilhelm von Trach; Johann, Georg und Christophor von Welczek, Pfarrer Nikolaus Mlynarski und Valentin Wysgala. Kirchenvisitationen. Die Kirche in Schalscha.

Ob Petersdorf während des dreißigjährigen Krieges Drangsale auszustehen hatte, ist nicht überliefert. Es liegt indessen auch hier die Annahme nahe, daß es wegen seiner Nachbarschaft mit Gleiwitz von Kriegsleiden nicht verschont blieb. Im Jahre 1626 belagerten Mansfelder Truppen die Stadt Gleiwitz, wurden aber von der tapferen Bürgerschaft zurückgeschlagen. Im Verlaufe des Krieges hausten die Schweden 1642 und 1643 in und um Gleiwitz.

Besitzer von dem halben Petersdorf und dem halben Ellgot war damals Wilhelm Trach von Brzezic. Seine Gattin war Hedwig von Prziffowsky. Von 1629 ab war er Landschreiber der fürstentümer Oppeln-

<sup>1)</sup> Triest I. c. 485.

<sup>2)</sup> Die Templer bauten ihre Kirchen nach dem Muster des Felsendomes, oder der Omarmoschee in Jerusalem, also ohne Turm. Vergl. A. Springer, Handbuch der Kunstgeschichte II, S. 67.

Ratibor, am 2. November 1645 wurde er auf dem Landtage als Kanzler eingeführt und starb 1648.

Nach seinem Tode erwarb halb Petersdorf und halb Ellgot 1649 Johann von Welzeck auf Groß-Dubensko. Dieser war 1593 geboren als Sohn des Christof von Welzeck und der Anna von Kloch, hatte bei Erzherzog Matthias, dem späteren Kaiser, als Edelknabe gedient, kehrte dann in die Heimat zurück, übernahm den väterlichen Sitz Groß-Dubensko, wurde 1637 Kanzler, und als Erbherr war er Vorgänger des obengenannten Wilhelm von Trach. Im nächsten Jahre erwarb er Nepaschitz, halb Prjissowska und Ornontowitz. Als die Fürstentümer verpfändet und ein Ausländer Landeshauptmann wurde, bestellte ihn König Wladislaw von Polen als Herzog von Oppeln-Ratibor am 17. Oktober 1646 als Verweser der Landeshauptmannschaft, weshalb er das Amt eines Kanzlers niederlegte. Nach dem Tode des Wilhelm von Trach wurde er wieder Kanzler. Er wurde auch Rat des Prinzen Karl Ferdinand von Polen und am 8. November 1656 in den Freiherrnstand erhoben.

Königin Ludowica Maria von Polen, welche 1637 das Pfandrecht auf die Fürstentümer erhielt, bestätigte zu Warschau 21. Juli 1658 den Freiherrn als Kanzler. Er ging 1661 als Kommissar zum Fürstentag nach Breslau und bat am 2. Juni 1666 um Instruktion zur Verwaltung des Kanzleramtes. Der Kaiser bestätigte alle alten und neuen Landtagsbeschlüsse. Endlich kaufte der Freiherr 1667 den anderen Anteil von Prjischowka und starb am 10. Februar 1670 im Alter von 77 Jahren.<sup>1)</sup> Er war zweimal vermählt. Nachdem die erste Gattin Elisabeth in Groß-Dubensko am 22. April 1638 gestorben war, schritt er im nächsten Jahre zur zweiten Ehe mit Anna Maria von Bujakowsky. Im Presbyterium der jetzigen Gymnasialkirche, der früheren Franziskanerkirche zu Gleiwitz, woselbst er in der Gruft der Freiherren von Rauthen liegt, hat er als besonderer Wohltäter des Klosters eine Denktafel.<sup>2)</sup>

Pfarrer Nikolaus Mlynarski legte 1655 ein Taufbuch an, in welchem manche interessante Angabe zu finden ist. So wird 1655 ein Schuhmacher erwähnt, welcher in einem gemieteten Hause zu Petersdorf „sub illustrissimo Cancellario“ unter dem erlauchten Kanzler wohnte. Auch in Schalscha wohnte ein Schuhmacher.

<sup>1)</sup> Nach seinem Tode versah vertretungsweise das erledigte Kanzleramt Johann Georg Czornberg von Gallowitz.

<sup>2)</sup> Wehler, Die Landesbeamten der Fürstentümer Oppeln-Ratibor, in der Zeitschrift XII, 19 ff. Der Freiherr war ein Wohltäter des Gleiwitzer Franziskanerklosters: als der Guardian Stephan Urbanides 1658 an Stelle des alten hölzernen ein massives Kloster zu bauen anfang, spendete der Freiherr 250 Taler bar, dazu Steine und Holz. (Nietsche 626 ff.)

In dem Taufbuch wird Ellgot auch pusta Ligota, das wüste Ellgot, genannt. Ein Teil, Ellgot schlechthin, gehörte dem Freiherrn; der andere Teil, oder das wüste Ellgot, gehörte den Glewitzern.

Die Zahl der Taufen war durchschnittlich 22; die wenigsten Taufen waren 1665, 1720 und 1742, nämlich 14 bis 16. So wenig Taufen waren nur noch 1742. Die Seelenzahl der Parochie dürfte 500 bis 600 betragen haben. Als Taufnahme kommt am häufigsten vor Adam, Matthias (Mathäus), Jakob, Georg, Johannes, Andreas, Thomas, also meistens Apostelnamen. Bartholomäus, Patron der Kirche, kommt hingegen in etwa 100 Jahren nur zweimal vor. Auch jetzt noch ist dieser Name sehr selten. Dann gibt es zahlreiche Eva, Katharina, Marianna, Dorota, Sophia. Die später so beliebten Taufnamen Antonius, Karl und Josef begegnen uns zum ersten Mal 1658 und 1664, der Name Josefa erst 1710.

Wie damals überall, gab es auch in der Petersdorfer Parochie und in der Umgegend einen zahlreichen Adel. So war 1660 Marianna v. Harasowska Patin; im Februar 1665 wurde Johann Friedrich, Sohn des Georg v. Rezwicz (Reiswitz), Besitzers von Schalscha, und der Anna v. Przyßowska getauft. Paten waren Adam (v. Przyßowski) in Makoschau und Christina Wolczenska (v. Wolczenski). Bald darauf (24. März 1664) wurde getauft Carl Joseph, Sohn des Johann v. Kamienski und der Dorothea. Es scheint, daß Kamienski auf dem Schlosse wohnte und Wirtschaftspräsident war. Auch wird nobilis virgo die adlige Jungfrau Dorothea Kamienska wiederholt als Patin erwähnt.

Johann Freiherr v. Welczek wohnte wohl auf dem Schlosse in Petersdorf, denn es wird als dort wohnend bezeichnet sein auriga (Kutscher) Georg und sein scriba (Schreiber) Mathaeus.

Daß in Petersdorf eine Schule bestand, beweist Adam Mlynarski, der bald Organist, bald Lehrer (scholaris) genannt wird. Derselbe wird zum ersten Mal 1660 erwähnt und war ein Bruder des Ortspfarrers Nicolaus Mlynarski.

Des Kanzlers Johann Freiherrn v. Welczek jüngster Sohn Georg auf Petersdorf, Jabrze, Nepaschitz, war zunächst Appellationsrat in Prag, seit 6. September 1670 Kanzler, wie es sein Vater gewesen. Er kaufte in demselben Jahre Altglewitz und am 16. Januar 1671 Laband, welche Herrschaft in neuester Zeit zum Fideikommissgut erhoben, noch heute im Besitze dieser Familie ist. Er erwarb 1679 Gieraltowitz und das Graf Oppersdorff'sche Freihaus in Ratibor, 1682 Pischow und Tschowitz. Er starb als Oberamtsrat am 6. November 1687, 66 1/2 Jahr alt, und wurde im Franziskanerkloster in Glewitz beigesetzt. Seine Denktafel befindet sich

noch im Presbyterium, wie diejenige seines Vaters. Er hatte zur Gattin Elisabeth Constantia geborene Frein von Pötting. Der Freiherr hinterließ viele Güter, aber keine Kinder.<sup>1)</sup>

Der Freiherr hatte einen Bruder Christophor von Wolczeck. Derselbe verlobte sich zu Rybnik am 26. Juli 1653 mit Marianna Eufemia, Tochter des Carl Ferdinand Grafen Praschma auf Rybnik und Kujau; er vermählte sich mit ihr am 10. Februar 1654 und hielt Groß-Dubensko in Pacht. Später erhielt er Groß-Dubensko, Grzibowitz, Ornuntowitz und andere Güter.<sup>2)</sup> Daß er auch Petersdorf schon bei Lebzeiten seines Bruders Georg verwaltet oder in Pacht hatte, geht daraus hervor, daß ihm hier mehrere Kinder geboren wurden. So wurde am 26. Mai 1675 Maria Franciska und Antonia (Zwillinge) in Petersdorf getauft. Paten waren der Bruder Kanzler Georg (frater cancellarius) und Susanna v. Starzniska aus Swiętoszowitz, und am 9. September 1676 getauft Leonora Marianna Regina. Paten waren Lorenz v. Wolczenski und die adelige Jungfrau Catharina Gelsmarowna.

Wann die Kirche in Schalscha erbaut worden ist, läßt sich nicht feststellen. Jedenfalls bestand sie 1447 noch nicht; vielleicht haben sie die Gutsbesitzer in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erbaut, aus welcher Zeit noch eine Kasel herrührt.

Am 6. April 1655 wurde die Kirche in Schalscha auf Befehl des Kaisers Ferdinand III. und des Bischofs Carl Ferdinand von Breslau den protestantischen Besitzern (v. Reiswitz) genommen und durch den bischöflichen und staatlichen Kommissarius Adam Kowatius, Erzpriester von Tost, dem katholischen Gottesdienst übergeben.

Die Notiz hierüber findet sich auf einem, an den Rändern schon stark beschädigten Blatte, das die Aufschrift Anno Dni 1665 di vero 9. Julii haec notata sunt trägt und im Pfarrarchiv zu Petersdorf aufbewahrt wird. Offenbar rührt das Blatt von dem damaligen Pfarrer Mlynarski; die Notizen sind interessant und lauten in deutscher Übertragung:

„Ein Meßbuch ist für die Kirche zu Schalscha (pro Salssensi ecclesia) beschafft und in Krakau für 7 Reichstaler gekauft worden.

Ebenso haben wir für dieselbe Kirche einen silbernen, von innen vergoldeten Kelch mit vergoldeten Patene beschafft; er kostet 16 schlesische Taler weniger einen Ort (absque ortone, orto eine Geldmünze). Auf verschiedene Weise haben wir durch Wohltäter die Kosten des Kelches bezahlt.

1) Weltzel, Die Landesbeamten, Zeitschrift XII, S. 39.

2) Weltzel, Geschichte von Praschma, S. 57.

Ebenso beschafften wir zwei Kaseln mit Hilfe der Reformaten in Gleiwitz aus dem Kloster zum hl. Kreuz. Die eine Kassel ist schon alt und zeigt verschiedene Farben, die andere ist grün. Ebenso wurden zwei Alben, eine alte und eine neue angeschafft. Ferner sind vorhanden zwei große und drei kleine Altardecken, zwei Bursen, drei Vela, zwei Corporalia, fünf Purificatoria, ein hölzernes und von außen versilbertes Hostienbehältnis (Pixis).

Ferner ließen wir im Jahre 1655 zwei große Glocken umgießen und reparieren. Für den Umguß gaben wir dem Glockengießer Benedict Breit 45 Reichstaler.

Die genannte Kirche zu Schalscha gehört von Alters her zum Archipresbyterat Gleiwitz und (seit 1655) zur Mutterkirche nach Petersdorf samt den Einkünften.“

Soweit jenes Blatt. Auf der andern Seite deselben Blattes finden sich noch andere Notizen, die indessen viel jünger sind.

Die Bewohner von Schalscha hatten sich nach dem Beispiel ihrer Grundherren zum Protestantismus gewendet; nach der Chronik des Erzpriesters Ledwoch, die indessen eine Quelle nicht angibt, war in Schalscha ein protestantischer Prediger angestellt, und erst durch die Bemühungen der Jesuiten in Tarnowitz kehrten die Bewohner, nachdem der Prediger entfernt und das Gotteshaus zum katholischen Gottesdienst (seit 1655) eingerichtet war, allmählich zur katholischen Kirche zurück.

Nach einer Notiz im ältesten Taufbuch von Ziemientzütz aus dem Jahre 1656 ist zu ersehen, daß tempore belli et patronorum haereticorum, das ist zur Zeit des dreißigjährigen Krieges und der protestantischen Grundherren, die Kirche in Schalscha zeitweise mit der Kirche in Karchowitz verbunden war. Demnach muß ein Prediger beide Kirchen als Pfarrer versehen haben.

Nachdem die Kirche in Schalscha katholisch geworden war, erhielt sie bald darauf eine Stiftung. In dem Gleiwitzer Archipresbyteratsbuch (S. 204) findet sich nämlich die Abschrift eines Bruchstücks des Testaments, das pan Adam Brussek z Brusskovej Kusnicze, Besitzer von Czakanau und Paniow, in Czakanau am 5. März 1667 errichtet hat. Dieses Testament ist nach des Testators Tode am 7. Mai 1670 in Ober-Glogau in Gegenwart des Landeshauptmanns Adam Grafen Gaschin und des stellvertretenden Kanzlers Johann Georg Czornberg von Gallowitz publiziert worden. Danach vermacht Adam von Brussel in Ermangelung von Leibeserben die Güter seiner Ehefrau Eva geborenen Neumann und verpflichtet sie, ihn standesgemäß zu begraben und von 100 Talern, die auf Czakanau haften, die Zinsen zu bezahlen; 4 Taler soll die Kirche in Schalscha, 2 Taler der Pfarrer in Petersdorf erhalten.

Es kam äußerst selten vor, daß Juden getauft wurden. Pfarrer Mlynarski taufte 1673 einen Juden, der den Taufnamen Georg Nikolaus annahm; der Familiennamen wird nicht angegeben. Paten waren distinguierte Personen: Philipp Nikolaus Rauthen von Koschentin, Graf Sobek und Anna Maria Rauthenowa (Gemahlin des v. Rauthen).

Der Pfarrer Nikolaus Mlynarski und der Organist Adam Mlynarski waren bekanntlich Brüder. Ersterer überließ seinem Bruder die Nutznießung von 9 Morgen Feld und 1 Morgen Wiese, jedoch nicht als Lehrer, sondern als Organisten und Kirchendiener. Daher kam es, daß noch 1855 die Grundsteuer von diesem Boden von dem Pfarrer gezahlt wurde. Durch die Länge der Zeit ist der Acker dem Lehrer, die Steuer aber dem Pfarrer verblieben.<sup>1)</sup>

Der Pfarrer ist wohl Ende 1676 gestorben; denn sein Nachfolger Valentin Augustin Wysgala hielt bereits am 12. Januar 1677 die erste Trauung. Er legte das Trauungsbuch an und bemerkte gleich bei der ersten Trauungseintragung: Ego anno 1677 introductus (ich bin im Jahre 1677 eingeführt).

Schalscha gehörte dem Herrn von Reiswitz. Sein Wirtschaftsschreiber (scriba) war ein Adliger, Franz v. Mansfigier, dem von der Ehefrau Hedwig bereits im Juli 1676 eine Tochter Anna Maria getauft wurde. Auch der Arendator (Schänker) in Schalscha, Stanislaus v. Kalinowsky war adlig; ihm und seiner Ehefrau Anna Kiczłowna wurde 1679 ein Sohn Heinrich Johann getauft. Paten waren Heinrich Kalinowsky (Bruder) aus Dralin und die Jungfrau Anna Wierbska aus Kaminietz, und endlich 1681 Anna Barbara. Paten waren Bürgermeister Foltsek aus Glewitz und Marianna v. Hunter (Hunterowna).<sup>2)</sup>

Die drei Kirchenvisitationen 1679, 1687 und 1697 geben uns eine ausführliche Beschreibung des damaligen Zustandes der Parochie. Wir wollen daraus dasjenige, was am interessantesten zu sein scheint, mitteilen.

Das Visitationsprotokoll 1679 schreibt: Einen Teil des Dorfes Szobiszowice — und zwar den größeren Teil — besitzt Georg Freiherr v. Wilczeck, Kanzler der fürstentümer Oppeln-Ratibor; den anderen die Stadt Glewitz. Die Kirche ist aus Steinen erbaut, 52 Ellen lang,

<sup>1)</sup> Nach der Chronik des Pfarrers Wanjura, dem jedoch der Name des Pfarrers Nikolaus Mlynarski nicht bekannt war.

<sup>2)</sup> Denselben Eltern wurde ein Sohn Wenzel im Oktober 1683 getauft. Paten waren Wenzel v. Janussowsky de Tarnowicz et Czekanow und die Adlige Hunterowna de Repti pago (Repten). Ebenso 1685 Georg. Paten Georg v. Starzinski auf Schwientoszkowitz und Johann v. Reiswitz.

18 Ellen breit, mit 5 Fenstern und einer einzigen Thür. Sie ist auf dem Grund und Boden, der zur Stadt Gleiwitz gehört, zu Ehren des hl. Bartholomäus erbaut, konsekriert, mit Schindeln gedeckt. Derjenige Teil der Kirche, wo der Hochaltar steht (= der Chor oder das Presbyterium), ist gewölbt, der westliche Teil (= das Schiff) hat eine Holzdecke. Die Decke und die Wände sind bemalt. Auf dem Anbau (pergula) ist die Orgel. Der Fußboden ist von Ziegeln, die Bänke sind wohlgeordnet. Überall in der Kirche ist Reinlichkeit.

Die Sakristei ist gemauert, auch der Glockenturm ist gemauert, darin befinden sich drei Glocken, die vierte Glocke befindet sich in dem Türmchen über der Kirche. Das Kirchweihfest ist am 20. Sonntag nach Pfingsten. Das Patronatsrecht gebührt dem Georg Freiherrn v. Welczek und dem Magistrat zu Gleiwitz. Beide üben dasselbe gemeinschaftlich aus, der letztere, weil auf seinem Grund und Boden die Kirche errichtet ist, der erstere (v. Welczek), weil er den anderen Teil des Dorfes besitzt und dort selbst sein Schloß hat.

Die drei Altäre sind konsekriert und geziemend bedeckt, mit Schnitzereien und Malerei geschmückt, welche die Bilder der Jungfrau Maria und der Apostel darstellen.

Das Tabernakel befindet sich auf dem Hochaltar, geschnitzt, bemalt und vergoldet. Das Taufbehältnis ist nach Art eines Kelches aus Stein gemacht, worin ein kupfernes Becken zur Aufnahme des Taufwassers verwahrt wird. Die Kirche besitzt 2 silberne Kelche, ein silbernes Kreuz, eine Monstranz im Werte von 325 Talern, 7 Kaseln, 12 Fahnen u. s. w.

Außer dem Almosen, das an Sonn- und Feiertagen im Klingelbeutel gesammelt wird, sind fünf Wiesen zur Erhaltung der Kirche bestimmt. Diese sind für 2 Mark 6 Groschen verpachtet. Ferner besitzt die Kirche zwei Gärten, welche für 37 Groschen verpachtet sind. Außerdem besitzt die Kirche ein ausgeliehenes Kapital von 133 Talern 5 Groschen. Die Register der Kirche (= Einnahmehuch) reichen von 1565 ab. Man möge sie aufbewahren, damit sie nicht zu Grunde gehen.<sup>1)</sup>

Die Kirchväter wurden als nachlässig befunden, weshalb sie abgesetzt wurden. Der Pfarrer soll andere wählen.

Pfarrer ist Valentin Augustin Wizzgala aus Rosenberg, 36 Jahr alt. Er hat in Prag die Philosophie und Moral studiert. Zum Priester wurde er in der Quatemberwoche des Advents 1669 zu Neisse geweiht, am 25. Februar 1678 auf Präsentation der genannten Patrone

<sup>1)</sup> Dieser Wunsch des Visitationsprotokolls ging nicht in Erfüllung, da die Register nicht mehr vorhanden sind.

investiert.<sup>1)</sup> Mit Bezug auf die Bedürfnisse des Volkes ist er hinlänglich gelehrt, zeigt Gelehrigkeit und wird, wenn er in der Furcht Gottes wandelt, als guter Hirt gepriesen werden. Er hat gute Sitten und sittsame Hausgenossen, seine leibliche Schwester führt ihm die Wirtschaft.

Die Einkünfte des Pfarrers sind: eine Hufe Acker und eine Wiese. Dann erhält er von drei Vorwerken in Szobiszowice Garbenzehnt von allen Getreidearten; aus dem Dorfe Szobiszowice einen Malter fünf Scheffel Korn und ebensoviel Hafer als Miffal. Aus Ellgot erhält er vom Vorwerk des Georg Freiherrn v. Welczek Garbenzehnt. Von den Bauern dieses Dorfes erhielt er früher ebenfalls Garbenzehnt; gegenwärtig geben sie dafür Geld, der eine einen Groschen, der andere drei Groschen.

Aus der Waldmühle (młyn borowy), die dem Magistrat in Gleiwitz gehört, erhält der Pfarrer zwei Reichstaler, wofür er jährlich fünf Fundationsmessen zu lesen hat.

Das Pfarrhaus ist von Holz, hat zwei Stuben und ist ziemlich bequem. Bei demselben sind zwei Stallungen und zwei Scheuern.<sup>2)</sup>

Lehrer und Organist ist seit 30 Jahren Adam Mlinarski. Er bezieht an Gehalt von jedem Bauern zwei Groschen, hat vier Recordationen, hat einen Acker und wohnt in dem Schulhause, das baufällig ist. Bei dem Schulhause ist ein Obstgarten.

Die filialkirche in dem Dorfe Szalsza, das Georg Freiherrn v. Welczek gehört, ist eine hölzerne Kirche, 12 Ellen breit, 23 Ellen lang mit vier Fenstern und zwei Türen, zu Ehren Mariä Geburt erbaut, nicht konsekriert. Die Wände sind leer, der Fußboden von Sand, die Bänke ungeordnet, die Sakristei von Holz, auch der Glockenturm ist von Holz. Darin befinden sich zwei Glocken. Sonst ist die Kirche im baulichen Zustande (sarta tecta). Jeden dritten Sonntag wird hier der Gottesdienst gehalten.

In der Kirche gibt es drei konsekrierte Altäre mit alten Schnitzereien. In der Wand ist das Tabernakel, jedoch ohne das Venerabile. Das Taufbehältnis ist von Stein mit einem kupfernen Becken. Die Kirche besitzt einen silbernen Kelch, drei Kaseln, drei gemalte Antependien etc.

Einkünfte des Pfarrers sind aus der filialkirche folgende: In diesem Dorfe ist ein Platz für ein Pfarrhaus und ein Acker, von den Bauern

<sup>1)</sup> Das Distaktionsprotokoll 1687 gibt noch an: Der Pfarrer ist 1670 auf den Eischtitel des Adam Grafen Gaschin geweiht, er war zuerst zwei Jahre Vikar in Koslau, dann vier Jahre Pfarrer in Pluschnitz. Dann kam er im Januar 1676 hierher zunächst als Administrator und wurde erst am 25. Februar 1678 als Pfarrer investiert.

<sup>2)</sup> Nach dem Distaktionsprotokoll 1687 reparierte der Pfarrer selbst das Pfarrhaus, das Holz erhielt er vom Patron.

bezieht er Missalien. Vom Welzeck'schen Vorwerk sollte er einen Malter Korn und ebensoviel Hafer beziehen, aber Freiherr v. Welzeck verweigert es.

Aus dem Dorfe Zernik bezieht er ebenfalls Missalien und „pro jentaculo“ zum Frühstück von einzelnen Bauern 14 Eier und einen gebratenen Kapaun. Die Bauern sind verpflichtet, die Missalien in das Pfarrhaus nach Petersdorf zu fahren.

Aus einer fundation in Czakanau erhält der Pfarrer vier Reichstaler, die Kirche zwei Reichstaler.

Die Kirche in Schalscha erhält die genannten zwei Reichstaler und Zinsen von 10 Talern Kapital. Die beiden Kirchväter sind katholisch und vereidet. —

So lautet das Visitationsprotokoll vom Jahre 1679. Im großen und ganzen befinden sich die Kirchen in Petersdorf und Schalscha noch in demselben Zustande, wie bereits 1679. —

Das nächste Visitationsprotokoll stammt aus dem Jahre 1687. Damals befanden sich beide Kirchen, in Petersdorf und Schalscha, im guten Bauzustande, wie bereits 1679, aber der Gottesdienst wurde jetzt abwechselnd in beiden Kirchen gehalten, mit Ausnahme der feste, die sämtlich in Petersdorf gottesdienstlich gefeiert wurden. Wie anderwärts und früher schon, fand auch hier die Predigt während des Hochamtes statt. Bei der Visitation beklagte sich der Pfarrer über einen Parochianen aus der Gleiwitzer Hälfte des Dorfes Petersdorf, dem vor 12 Jahren die Ehefrau davongegangen war und der nun in Mikultschütz eine neue Ehe geschlossen hatte. Der Gleiwitzer Magistrat sollte die Sache streng untersuchen.

Das Kapital, das die Kirche zu Petersdorf früher besaß, nämlich 155 Taler 3 Groschen, war zu einem neuen Dache der Kirche verwendet worden.

Das Visitationsprotokoll vom Jahre 1697 enthält noch die bekannte Angabe, daß die filialkirche in Schalscha am 6. April 1655 unter dem Bischöfe Karl Ferdinand mit der Petersdorfer Kirche verbunden worden ist. Patron beider Kirchen war damals Bernard Freiherr von Welzeck.<sup>1)</sup> Es gab 387 Ofter-Pönitenten, alle Parochianen waren katholisch bis auf eine adlige Person, die nicht genannt wird. ferner wird hervorgehoben: Es ist eine alte Gewohnheit, daß der Pfarrer von Petersdorf, wenn er in Schalscha Gottesdienst hält, von den Bauern der Reihe nach ein Frühstück erhält, auch von dem Besitzer des Schlosses (aula), weil dieser vier Bauernäcker besitzt. Von diesem Frühstück war bereits 1679 die Rede.

In die Zeit der genannten drei Visitationen fällt der berühmte Durchzug des Königs Johann Sobieski durch Oberschlesien zum Entsätze Wiens,

<sup>1)</sup> Diese Angabe des Visitationsprotokolls ist nicht richtig; Patron der Kirche in Petersdorf war Bernard Freiherr von Welzeck und der Magistrat zu Gleiwitz. Patron der Kirche zu Schalscha war die dortige Gutsherrschaft.

das die Türken im Jahre 1685 belagerten. Das polnische Entsatzheer berührte, wie es in Gleiwitz lagerte, auch die Pfarodie Petersdorf. Im Taufbuche befindet sich eine darauf bezügliche Nachricht: Anno 1683 25. Augusti baptizatus est Bartolomaeus natus patre Sebastiano Jaskiersky de Lanckorona, matre Catharina, peperit Sobiszovici, quando Rex Polonorum cum exercitu mascheretur ad eliberandam Viennam. Das bedeutet: Im Jahre 1683 am 25. August ist getauft worden Bartholomäus, Sohn des Sebastian Jaskiersky aus Lanckorona und der Katharina; sie gebar ihn in Petersdorf, als der König von Polen mit dem Heere zum Entsätze Wiens marschierte.

Bei der Taufe des polnischen Soldatenkindes stand der Organist Mlynarski als Pate.

Der Kanzler Georg Freiherr von Welczeck starb — wie bereits erwähnt, — kinderlos mit Hinterlassung vieler Güter am 6. November 1687 und ward wie sein Vater bei den Reformaten in Gleiwitz bestattet.

Die Güter wurden nun geteilt. Die meisten erbte der Bruder des Verstorbenen, Christoph Freiherr von Welczeck. Dieser war Oberstlandrichter der fürstentümer Oppeln-Ratibor und Sohn des Kanzlers Johann Freiherrn von Welczeck. Er besaß außer Petersdorf noch Laband, Pshaw, Ornontowitz, Ober-Schwirklan, Ridultau, Niepaschitz, Prziffowka, Grzibowitz, Alt-Gleiwitz und Kandrzin. Seine Gemahlin Maria Eufemia ist bereits erwähnt worden. Seinem Sohne Johann Bernhard Freiherrn von Welczeck verkaufte er von den Gütern am 18. November 1693 zunächst Pshaw und Ridultau, und am 16. August 1694 Laband, Alt-Gleiwitz, Niepaschitz, Petersdorf, einen Teil von Ellgot, Czehowitz und Prziffowka sowie das Freihaus in Gleiwitz für 40000 Taler. Beide Verkaufsinstrumente befinden sich im Pfarrarchiv zu Laband.

Oberstlandrichter Christoph Freiherr von Welczeck starb Anfang 1697. Es folgte ihm der bereits erwähnte Sohn Johann Bernhard 1697 bis etwa 1734. Am 5. März 1697 einigte sich die Witwe Maria Eufemia, Gemahlin des verstorbenen Christoph Freiherrn von Welczeck, mit ihren Söhnen Johann Bernhard, geboren am 21. februar 1661, und Franz Rudolf dahin, das von ihrem Gatten ihr überwiesene Gut Groß-Dubensko behalten zu dürfen. Die Witwe stiftete mit ihrem Sohne Johann Bernhard das Hospital in Laband, in welchem fünf alte Personen verpflegt werden.<sup>1)</sup>

Am 11. Oktober 1690 taufte Pfarrer Wisgala den Friedrich Wenzel, Sohn des Johann Friedrich v. Reiswitz, Herrn auf Schalscha, und der Babara v. Szyf (Szyckowna de Ciasno pago). Und am 14. februar 1694

<sup>1)</sup> Welzel, Geschichte von Prashma, S. 57. Und Zeitschrift XII, S. 34. 35.

die Anna Barbara Francisca Appollonia, Tochter des Adam Georg Freiherrn von Bes, und der Ehefrau, einer geborenen Amschel (Amschelowna). Paten waren Daniel von Ziemieński, Heinrich Blacha von Lubie auf Rybna, Anna Regina von Czornberg (Czornbekowa). Letztere Taufe fand in der Kirche zu Schalscha statt.

Wie schon 1683, fand auch 1694 im Dezember ein militärischer Durchzug statt. Der Pfarrer taufte nämlich mit Erlaubnis des Erzpriesters in dem Hause oder in der Villa der Jesuiten (in Żernik) die Tochter eines Soldaten aus der Kompanie Reitmasteri Duprego. Die Kompanie befand sich auf dem Marsche aus Ungarn. Paten waren Soldaten und Soldatenfrauen.

Am 13. April 1698 wurde in Schalscha Adam Friedrich, Sohn des Adam v. Grotowski, damaligen Arendarius, das ist Schänkers in Schalscha, und dessen Gattin Barbara geborenen v. Wrbski getauft. Paten waren lauter vornehme Personen: Bernard Freiherr v. Welzeck auf Laband u. s. w., Johann v. Gorecki, Marianna v. Welzeck (Welczkowna) von Groß-Dubensko.

Im November 1698 wird Johann v. Tenczel, Arendarius beim städtischen Vorwerk in Petersdorf Städtisch, als Pate genannt.

Seit Mai 1703 erscheint Thomas Galuskowitz als Lehrer und Organist in Petersdorf. Demnach ist sein Vorgänger Adam Mlynarski damals schon tot gewesen.

Am 29. Januar 1704 hielt Pfarrer Wysgala die letzte Trauung ab. Er verließ die Pfarochie und trat in Rosenberg in den Orden der Regular-Kanoniker ein. Von Rosenberg aus schrieb er später, am 7. Januar 1717, einen Brief in Angelegenheit einer Messfondation, die er bei der Pfarrkirche zu Petersdorf gemacht hatte.<sup>1)</sup> Er starb bald darauf als Ordensmann in Rosenberg am 14. Januar 1717. Sein Nachfolger trug nachträglich in das Petersdorfer Totenbuch diesen Vermerk ein: Die 14. Januarii 1717 obiit admodum Reverendus Dominus Pater Valentinus Wysgala in Conventu Rosenbergenſi Canonicus Regularis S. Augustini, quondam Parochus Sobissovicensis et Labatensis (Pluschnitzensis!).

<sup>1)</sup> Der lateinische Brief hat folgenden Inhalt: Ich mache kund, daß ich vor einigen Jahren dem Johann Bernhard Freiherrn v. Welzeck 60 Taler zu einer Messstiftung in der Kirche zu Petersdorf geliehen habe. Die Schuldurkunde ist beim Erzpriester in Gleiwitz in Verwahrung gewesen, aber bei dem Brande (1711) verbrannt. Ich bitte daher den Freiherrn v. Welzeck und den Pfarrer von Petersdorf um die Ausstellung einer neuen Schuldurkunde, ich, der ich in äußerster Krankheit an den Pforten der Ewigkeit stehe." Dieser Brief findet sich in Abschrift im Gleiwitzer Archipresbyteratsbuch S. 203. Die eindringliche Bitte des ehemaligen Pfarrers wurde erfüllt. Der Freiherr stellte am 20. Dezember 1733 eine neue Schuldurkunde aus, welche unter Zuziehung von ausstehenden Forderungen auf 100 Taler ausgestellt wurde. Es ist dies die jetzt noch vorhandene Wysgala'sche Fundation.

Im März 1704, am Passionssonntag, übernahm das Pfarramt Johann Nikolaus Molitor. Er legte sogleich ein neues Totenbuch an. Das frühere Totenbuch ist leider nicht mehr vorhanden. Mit dem Totenbuch fließt uns eine neue Quelle zur Kenntnis der Parochie.

Auf der Burg in Petersdorf hielten sich Adlige auf, so besonders der vornehme Pole Michael Czarncki, Kanonikus aus Krakau. Sein Pagen war Johann von Rutkowski. Dieser und Marianna von Treppka (Trepczanka), „Jungfrau auf der Burg in Sobiszowice“, sind Paten 1706.

In demselben Jahre wurde getauft Josef, Sohn des Andreas von Jagorski und der Helena von Paczenski. Patin war Frau Eleonora Bogumila von Schulzendorf, geborene von Kuttulinska. Im August 1707 wurde denselben Eltern Johann Josef Bartholomäus getauft. Im Februar 1710 ebenfalls denselben Eltern Ferdinand Josef Ignaz. Paten waren Ferdinand von Paczenski, Pfarrer in Tschelau, und die Frau von Schulzendorf.

Im Oktober 1707 heiratete das Kammermädchen der Frau von Reiswitz in Schalscha. Zeugen waren Johann Franz von Reiswitz und der „junge Reiswitz“.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts erscheinen zahlreiche Adlige in der Parochie; sie waren Pächter, Arendare oder Wirtschaftsbeamte. Es ist sicherlich ein Beitrag zur Adelskunde Oberschlesiens, wenn auch diese hier genannt werden.

Im Oktober 1714 wurde getauft Franz Josef Bernard, Sohn des Johann Franz v. Szatanski und der Katharina Marianna v. Golirow (Golirowna) aus Ellgot, welche damals das Vorwerk in Ellgot in Pacht hatten (conductionarii). Paten waren Johann v. Treppka und dessen Gattin. Bald darauf waren Paten Johann Georg v. Dobszyc und die Jungfrau Dorothea Josefa v. Wyplar (Wyplorowka), v. Krzizanerowic, alle aus Petersdorf. Januar 1715 ist die Jungfrau Marianna v. Treppka aus Petersdorf Patin. Das Totenbuch meldet, daß am 29. Mai 1714 Bernard, Sohn des Herrn Georg v. Bujakowski in der Kirche zu Petersdorf beigelegt wurde. Am 23. März 1716 starb auf der Burg zu Petersdorf Michael v. Czarncki, emeritierter Kanonikus aus Krakau; er wurde bei den Reformaten im Kloster zu Gleiwitz begraben, wo noch seine Gedenktafel sich befindet. Schon etwas früher, am 22. Januar 1716, wurde Anna v. Jaroska „de pusta Lgota“ aus Wüst-Ellgot beerdigt.

## Die Germanin.

Von

Marie Klerlein, Breslau.

**A**ls ich vor vielen Jahren einmal beim Zahnarzt war und warten mußte, griff ich nach einem Buche, das neben andern Büchern zur Unterhaltung der Patienten auf dem Tische lag und schlug es auf.

Im Nebenzimmer erscholl ein geller Schmerzensschrei und hinterdrein ein klägliches Wimmern. Ich dachte an die Qual, die mir bevorstand, und um diesen Gedanken zu verschrecken, las ich. Als ich schon ein paar Seiten gelesen hatte und mich dann auf der Frage ertappte, was eigentlich in dem Buche stehe, konnte ich mir keine Antwort geben. Ich wußte nicht, was ich gelesen hatte, las aber weiter, weil das Schreien und Wimmern sich wiederholte.

Auf einmal stieß ich auf einen Satz, vor dem ich erschraf. Ich las ihn noch einmal, und er ist mir seitdem im Gedächtnis haften geblieben:

„Die slavisch-deutschen Bewohner in Ober- und Mittelschlesien sind von weicherer Gemütsart, als die rein germanischen Elemente; etwas Träumerei, ein Drang zum Phantasieren und zur Poeterei ist ihnen eigen; ein klagendes Volkslied von sehnender Liebe und gebrochener Treue kann sie leicht so ergreifen, daß sie dem Weinen nahe kommen.“

Als ich den langen Satz zum zweiten Male gelesen hatte, kam eine Beklommenheit über mich, als wäre mir plötzlich das größte Glück meines Lebens unwiederbringlich verloren gegangen. Ich fühlte keinen Zahnschmerz mehr; er war vergangen bei dem viel größeren Schmerze, der sich meines Herzens bemächtigt hatte. Ich fühlte nur das Verlangen, laut zu schreien, um meinem gequälten Herzen ein wenig Luft zu machen. Den Lehrling des Zahnarztes, der mir an der Entree für den Weg vertreten wollte, stieß ich zur Seite. Auf der Straße sprang ich in die Pferdebahn, verließ sie jedoch schon an der nächsten Haltestelle, weil ich vor Unruhe

nicht still sitzen konnte. Ich rannte zu Fuß nach Hause, und als ich die Thür meines Stübchens hinter mir geschlossen hatte, bohrte ich den Kopf unter die Kissen meines Bettes und schrie so laut ich konnte. Die Kissen dämpften den Schall, und wenn meine Wirtin gekommen wäre, hätte ich gesagt, daß ich vor Zahnschmerzen schreie.

Die Bücher auf dem Tische des Zahnarztes sollten den Patienten die Zeit vertreiben; mich hatte eines der Bücher davon getrieben.

Wer wissen will, warum mich der Satz aus dem Buche so schrecklich aufgeregt und traurig gemacht hatte, muß sich folgende Geschichte anhören, die drei oder vier Jahre vor jener Zeit passiert war.

Ich war ein Mädel von zwölf Jahren, als uns der Lehrer unserer Dorfschule eines Tages befahl, am nächsten Morgen in den Sonntagskleidern in die Schule zu kommen. Ein Arzt werde da sein und uns untersuchen. Die Regierung habe es befohlen. Wir Kinder gehorchten und kamen in unseren besten Kleidern in die Schule. Ich war die Schönste und die Feinste und trug die hübschesten Zopfschleifen. Das gehörte sich auch so; denn ich war einen Kopf größer als die andern Mädel.

Der Herr Doktor, ein sehr vornehmer Mann mit einer goldenen Brille und einem dicken Buche, erschien. Er betrachtete uns Bank für Bank und sprach mit dem Herrn Lehrer über uns. Ich paßte genau auf, was er sagte, und so hörte ich, daß wir Kinder alle von polnischer Rasse seien. Wir seien, sprach er, Slaven; einige von uns aber seien aus einer Mischung von Slaventum und Deutschtum hervorgegangen. Seine Rede war sehr gelehrt; doch ich wußte sie ganz gut zu deuten. Als er genug geredet hatte, setzte er sich an einen Tisch, schlug ein Buch auf, und ein Junge mußte vortreten. Der Herr Doktor sah ihm ins Gesicht, betrachtete seine Hände, befühlte ihm den Kopf, den Nacken und die Ohren und sagte: „Echt slavisch“. Er schrieb etwas in sein Buch, und ein anderer Junge mußte vortreten. Die meisten Jungen waren slavisch; bei wenigen nur fand der Herr Doktor einige Spuren deutscher Rasse. Bei den Mädchen war es ebenso. Ich kam als Erste an die Reihe. Er sah mich an und rief ganz erfreut: „Das ist eine echte Germanin! Das könnte die Tochter der Thusnelda sein! So eine Figur hatte die Königin Luise, als sie noch ein Kind war.“

Solch eine Freude, wie sie über mich kam, gibt es wohl selten im Leben. Ich reckte mich hoch auf und bildete mir ein, daß ich wirklich von der Thusnelda und von der Königin Luise abstamme. Man konnte ja nicht wissen, ob meine Großmutter, oder die Mutter meiner Großmutter eine Prinzessin war, oder von einer Prinzessin abstammte. In Geschichten, die ich gelesen hatte, waren noch ganz andere Dinge geschehen.

Meine Augen, meine Hände, meine Haare, mein Kopf, mein Nacken — alles stimmte! Ich war eine echte Germanin.

Als ich wieder auf meinem Platze saß, litt ich Angst, daß noch eine andere echte Germanin in der Schule sein könnte. Mit Spannung und Eifersucht horchte ich hin, was der Doktor über die Mädels sagte, und als die letzte der letzten Bank untersucht war und ich die einzige Germanin blieb, wußte ich vor lauter Glück nicht, was ich anfangen sollte. Auf dem Nachhausewege hätte ich allen Leuten, die mir begegneten, zuschreien mögen, daß ich eine echte Germanin sei und vielleicht gar von der Königin Luise abstamme. Zu Hause sprang ich zuerst dem Vater, dann der Mutter an den Hals und erzählte jubelnd, was der Herr Doktor gesagt habe. Der Vater und die Mutter lächelten und ermahnten mich, mir die Thusnelda und die Königin Luise als gute Beispiele zu nehmen und ein braves Mädchen zu werden.

Von jener Zeit an erfüllte mich ein hohes Bewußtsein. Ich war die heimliche Königin des Dorfes. Alle Menschen, die großen und die kleinen, waren meine Untertanen. Sie wußten nichts davon; es genügte mir, wenn ich es wußte. Daß ich von der Thusnelda und der Königin Luise abstammte, wurde mir immer klarer und gewisser. Ich brauchte ja nur in den Spiegel zu sehen, oder mich neben die andern Mädchen zu stellen. Keine war so groß und so schön wie ich; keine hatte so blaue Augen und so langes, blondes Haar. An mir war alles germanisch. Ich wußte genau, daß ich für ein großes Glück bestimmt sei. Immer mußte ich an das Buch denken, in welches der Arzt eingeschrieben hatte, wie ich aus sah. Da ihn die Regierung gesandt hatte, war ich sicher, daß die Regierung das Buch las. Nach meinen Begriffen bestand sie aus dem Kaiser, den Prinzen und den Generalen. Verschwiegen im tiefsten Herzen lebte die Hoffnung, daß ein Prinz kommen und nachsehen werde, ob ich wirklich so schön sei, wie in dem Buche stand. Bei der Arbeit war es mir eine liebe Beschäftigung, über mein künftiges Geschick nachzusinnen. Was ich in Gedanken sann und spann, immer kam ich zu dem guten Ende, daß einst ein Prinz mein Gemahl sein werde. Den Menschen sagte ich nichts davon, nicht einmal meinen vertrautesten Freundinnen. Alle waren mir gut, alle spielten gern mit mir und gingen mit mir spazieren. Daraus merkte ich wohl, daß ich etwas besonderes sein müsse, und daß es für die Mädchen und Jungen von slavischer Sorte eine große Ehre sei, mit einer echten Germanin zu verkehren. Ich tat ja nicht stolz; ich war freundlich zu allen, und nur im Stillen dachte ich mir, daß ich ihre Königin sei.

So ging das ein paar Jahre fort. Als ich schon klüger wurde, kam ich oft auf den Gedanken, daß meine Abstammung von der Thusnelda und der

Königin Luise dummes Zeug sei. Aber weil der Glaube an meine große Abkunft und meine edle Gestalt mein allerbestes Glück war, hielt ich fest an ihm und suchte die Gedanken, die meine Freude zerstören wollten, zu verbannen. Felsenfest blieb meine Überzeugung, daß die Slaven von viel geringerer Art seien, als die Germanen. Ich hielt sie für dumm und profaisch, und bildete mir viel darauf ein, daß ich Gedichte machen konnte.

Das ging so fort, bis zu dem Tage, an welchem ich im Buche des Zahnarztes die Zeilen las, die mich so unglücklich machten.

Ich kann mir nur denken, daß ich damals ein schrecklich einfältiges, närrisches Geschöpf war. Eine bessere Erklärung weiß ich nicht für jene furchtbar martende Seelenqual. Durch das Buch erfuhr ich, daß die slavisch-deutschen Bewohner von weicherer Gemütsart, als die germanischen Elemente seien. Das war für mich ein vernichtender Schlag. Ich war stets umgekehrter Meinung gewesen und hatte auf diese irriige Meinung mein Herzenglück gebaut. Ich erfuhr ferner, daß meine slavisch-deutschen Landsleute etwas träumerisches an sich hätten, einen Drang zum Phantastieren und zum Dichten, und daß ein klagendes Volkslied von sehrender Liebe und gebrochener Treue sie leicht bis zu Tränen ergreifen könne. Das traf ja alles auf mich zu. Ich war so eine, die immer gleich weinen mußte, wenn ein ergreifendes Lied gesungen wurde. Alles Gedruckte hielt ich für wahr, und ich zweifelte daher nicht, daß der Himmel meines Lebens ein Scheingebilde gewesen und nun plötzlich vergangen war, wie ein wunder-schöner Regenbogen.

Wenn ich doch auch von slavischer Rasse gewesen wäre! . . .

Zum Glück war das schlimme Leid schnell überwunden, und ich ergab mich in mein Schicksal. Ich besaß ja den wirksamen Trost, daß ich ebenfalls von weicher Gemütsart war, gern in träumerisches Sinnen und Phantastieren versank, und Tränen vergießen konnte, wenn ich ein Lied von unglücklicher Liebe singen hörte.

Als ich kürzlich wieder einmal an diese Mädchengeschichte dachte, mußte ich laut lachen. Und ich lache auch jetzt noch darüber. Doch ich will mich nicht selber verspotten; denn es war eine Lebensgeschichte, so rosigschön und bitterernst, so komisch und so tragisch, wie alle andern ergreifenden und zugleich törichten Lebensgeschichten.

Daß ich sie erzählte, war nicht notwendig; doch es machte mir Vergnügen.

## Wiedergefunden.

Von

Paul Albers.

### I.

**A**e — das ist eine Torheit, lieber Wierzina! — schnarrte der Baron — „in Ihren Verhältnissen und in Ihrem Stande schickt man seinen Jungen nicht aufs Gymnasium. Lassen Sie ihn doch Gärtner oder Förster werden“.

„Herr Baron haben ja recht — entgegnete der Hauptlehrer mit respektvoller Verneigung und demütiger Miene — freilich bei meinen paar Groschen Gehalt und der großen Familie wird es kaum durchzuführen sein. Der Hans lernt aber sehr gut und will durchaus auf die Lateinschule. Auch der Herr Pfarrer —“

„Ae, der Pfarrer — unterbrach der Baron von Prickwitz den Lehrer — der weiß viel! Er hat seine fette Pfründe und kennt die Not vom Hörensagen. Schuster bleib' bei deinen Leisten, sagt ein altes Sprichwort. Aber heutzutage möchte jeder den hohen Herrn spielen . . . ä! . . . Ihr Sohn wird kein Minister werden. — Nur jammern Sie mir dann nicht wieder vor, daß Sie zu wenig Gehalt bekommen.“

„Entschuldigen —“

„Ae, lassen Sie das! Adje!“ schnitt der Baron hochmütig die weitere Unterhaltung ab, gab seinem Braunen die Sporen und ritt ins Feld.

„Was hat der Baron wieder zu nörgeln gehabt?“ fragte die Frau Rektorin, die hinter der Haustür der Schule gestanden, aber den Inhalt der Unterredung nicht erlauschen konnte.

„Vorwürfe macht er mir, daß ich den Hans auf das Gymnasium geben will. Diese hohen Herren gönnen einem nicht 'mal das bischen Freude an den eigenen Kindern. Am liebsten sähen sie uns noch in der Leibeigenschaft. Gott sei Dank, die Zeiten sind vorüber, und der Gerichtsvollzieher macht jetzt ohne viele Komplimente seine Besuche auf dem Schlosse.“

„Ja, ja — stimmte die Rektorin bei — der Herr Baron hätte Grund genug, vor seiner eigenen Türe zu fegen. Mit den Schulbeiträgen bleibt er fast immer im Rückstande und nennt es eine Unverschämtheit, wenn man das Seinige fordert.“

„Er ist die richtige oberschlesische Rothhaut! — seufzte Wierzina — und doch hat er seinen Einfluß beim Landrat und der Regierung. Man

darf nicht mucksen, wenn einen mitunter auch die Galle überlaufen will. Aber weißt Du, Alte — im Grunde genommen, hat er mit unserem Hans nicht so unrecht. Wenn ich an das Schul- und Pensionsgeld denke, wird mir himmelangst zu Mute. Wenn man wenigstens die Garantie hätte, daß aus Hans wirklich 'was würde. Vielleicht legte man sich Jahre hindurch Entbehrungen auf und schließlich erreicht er sein Ziel doch nicht oder verbummelt gar auf der Universität.“

„Ja freilich, Garantie hätte! — eiferte unwillig Frau Wierzina — wer soll im Leben für etwas garantieren! Gewiß, wenn ich meine sieben anderen Kinder ansehe, befällt mich auch mitunter die Sorge; ich sage mir aber, daß oft das einzige Kind reicher Eltern fehl schlägt und acht oder mehr Kinder armer Leute tüchtige Menschen werden. Das muß man eben Gott überlassen.“

„Du hast recht, Alte. Verhungert sind wir bisher nicht und werden's hoffentlich auch in Zukunft nicht. Jetzt muß ich zu den Bienenstöcken.“

Der Gegenstand dieser Unterhaltungen, ein bleicher, hochaufgeschossener, fünfzehnjähriger Knabe mit intelligentem Gesichtsausdruck und lebhaften Augen stand an dem Drahtzaune des herrschaftlichen Parkes. Sehnsüchtig schaute er nach einem blondlockigen Mädchen von etwa zwölf Jahren, das sich auf den wohlgepflegten Kieswegen mit einem weißen Seidenspitze herumjagte.

„Eydi!“ rief er halblaut, indem er scheu umherblickte.

Wie leis er auch den Namen gerufen, das Mädchen hatte ihn doch gehört. Ein leichtes Rot stieg in ihre Wangen. Sie ließ sofort ihren seidenhaarigen Spielgenossen im Stich und lief nach dem Zaune.

„Hans, ist es wahr, daß Du schon morgen fort wirst?“

„Ja, Eydi. Morgen ist Prüfung. Der Herr Pfarrer fährt mit.“

„Und wirst Du wirklich für die Obertertia geprüft werden?“

„Der Herr Pfarrer sagt, ich würde die Prüfung bestehen. Ich freue mich schon sehr, aber manchmal befällt mich eine gewisse Schwermut. Ich soll nun in der Stadt leben und keine grünen Felder mehr sehen. Und Dich werde ich auch wohl nur in den Ferien noch wiedersehen. Das ist schwer.“

„Ja, das ist schwer — wiederholte Lidya, die kleine Baroneß mit altkluger Miene — wer weiß, ob wir uns gar noch in den Ferien hier treffen? Denn ich soll vom 1. Oktober auch fort, — in ein adliges Stift . . . Du, Hans, weißt Du? Wir wollen uns aber treu bleiben.“

„Ja, ich will Dir treu bleiben, Eydi — rief feierlich und mit kindischem Pathos der Knabe, indem er seine schmale Hand durch das Drahtgeflecht streckte und die zarten Finger der kleinen Baroneß so heftig zusammenpreßte, daß sie aufschrie:

„Au! Du bist aber feurig, Hannes — ach ja, ja — das ist eine romantische Liebesgeschichte zwischen uns . . . ganz so, wie sie in dem Roman beschrieben ist, den jetzt mein Fräulein liest und ich hinter ihrem Rücken auch gelesen habe . . . Heiraten können wir uns nicht, da Du geistlich wirst und ich evangelisch bin.“

„Nein, ich werde nicht geistlich — wehrte Hans energisch ab — ich werde . . . weißt Du . . . so etwas Hohes . . . ich weiß nicht, wie man das nennt —“

„Erzellenz?“ belehrte Lydia altklug.

„Ja, Erzellenz. Ich darf's nur noch nicht dem Vater sagen; denn sonst schickt er mich nicht aufs Gymnasium.“

„Ja, wenn auch! Du bist doch nicht Baron oder Freiherr — warf Lydia wieder ein — ich darf nur einen Baron heiraten.“

„Ach Gott, ja, ja, das ist der schlimmste Punkt“ — sagte Hans traurig — „ich hab' aber auch in einem Roman gelesen, daß ein Bürgerlicher sogar eine Gräfin heiraten darf, wenn er ein sehr großer — ja, wie heißt das nur?“

Die beiden Kinder grübelten eine Weile nach.

„Ich weiß schon — rief das Mädchen freudig erregt — wenn er Minister wird. Ein weitläufiger Onkel von mir ist auch in — in — in so einer großen Residenzstadt Minister. Er ist nicht von Adel und durfte doch meine Tante heiraten. Wir werden uns also bestimmt heiraten, Hans, nicht wahr?“

„So wahr ich Hans Wierzina heiße — beteuerte der Knabe wiederum auf das feierlichste — morgen muß ich die Prüfung nach Obertertia bestehen und dann werde ich Minister und heirate Dich.“

„Lydia! Wo bist Du? — ertönte jetzt eine harte Stimme vom Schlosse her — die Konversation beginnt.“

„Gott, ach Gott, das Fräulein, die alte Mummeltante — schimpfte das kleine Baroneschen — Du, Hannes, war das jetzt schön und romantisch! Und nun soll man die dummen französischen Dokabeln lernen. Also, auf Dein Ehrenwort, Hannes, Du wirst Minister und heiratest mich. Gelt, Du wirst's nicht vergessen?“

„Nein, ich vergeß es nicht!“

## II.

Manches vergißt man nie im Leben. Hans hatte nicht nur längst die Prüfung nach der Obertertia bestanden, sondern auch sein Abiturium absolviert und das Referendariats- und Assessorexamen hinter sich. Gegenwärtig erfreute er sich eines Kommissoriums bei der Staatsanwaltschaft in

Gleiwitz. Eine lange, lange Spanne Zeit lag hinter ihm, reich an bitteren Entbehrungen und harter Arbeit. Auf all' die Widerwärtigkeiten hatte er beinah' vergessen, wie fast jeder Mensch, der sein Ziel erreicht hat und in bessere Verhältnisse gekommen ist, gern die schlimmen Tage aus seiner Erinnerung wegwischt; aber den Abschied von Lydia an dem Parkzaune des Schlosses von Prickwitzstein hatte er nicht vergessen.

Nach seinem Heimatsdorfe war er nur noch während seiner Schulzeit gekommen, ohne Lydia wiedergesehen zu haben. Sie befand sich in einem adeligen Stifte in Dresden. Familiennachrichten des Barons v. Prickwitz drangen aus dem Schlosse nach dem bescheidenen Schulhause nicht herüber, denn der adelsstolze Baron vermied jede intime Beziehung zu den Dorfsinsassen. Man wußte nur, daß es ihm pekuniär herzlich schlecht ging, er's aber doch verstand, sich durch einflußreiche Konnexionen über Wasser zu halten.

Als Hans die Universität bezog, hatte sich sein Vater in eine kleine Kreisstadt versetzen lassen; denn das Leben in der Stadt war billiger als auf dem Lande, und seine übrigen begabten Kinder besuchten sämtlich die höheren städtischen Lehranstalten. So war es gekommen, daß Hans das Ideal seiner Kindheit beim Abschied am Drahtgitter nicht mehr wiedergesehen hatte. Indessen begleitete ihn dasselbe doch auf allen seinen Lebenswegen. Auf dem Gymnasium zauberte ihm seine Phantasie die kleine blondlockige Baronesse in dem kurzen, weißen Spitzenkleidchen vor, das kaum die Kniee bedeckte. Er sah sie im Park mit Ami, dem Seidenspitz herumtollen; er hörte ihr kindliches Geplauder von den Puppen, der Erzieherin, dem strengen Papa und ihrer — ersten Liebe. Als Student und Referendarius schaute er in seinen Träumen eine schlanke, biegsame Mädchengestalt mit marmorweißem Teint und feinen Händchen, durch deren zarte Haut das blaue Aderngäßt hindurchschimmerte. Als Assessor — ach ja als Assessor . . . da las er eines Tages in der Schlesischen Zeitung, daß sich eine Barones Lydia v. Prickwitz mit dem Freihern Guido v. Stockendorf vermählt habe. Die Zeitung entfiel seinen zitternden Fingern und verwundert schauten sich die in seiner Nähe befindlichen Café-Gäste nach ihm um. Wochenlang erschien er nicht an seinem abendlichen Stammtische und seine Freunde schüttelten die Köpfe: „Dem Wierzina muß etwas zugestoßen sein. Er hat so oft rote Augen, als ob er geweint hätte.“

Später erschien er aber wieder beim Abendschoppen, nur war er merkwürdig still geworden. Er lebte ausschließlich seinem Berufe. Und sein Beruf war ein harter, der eines Staatsanwalts. Entweder mußte er wirkliche Verbrecher, oder arme, unglückliche Menschen verfolgen, die eine schwache Stunde, eine Übereilung oder die bittere Not in Konflikt mit der Rechtsordnung gebracht hatte.

„Herr Ass — Assessor — sagte eines Morgens der Gerichtsdiener Horn, dessen Nase nicht minder rot schimmerte, als der Deckel der Mappe, die er mit wichtiger Miene unter dem Arme trug — Herr Ass—essor, ei — eine Ei—Eilsache. Sch—sch—scheint ein Mord.“

Hans Wierzina, dem eine derartige Meldung während seiner Amtstätigkeit nicht zum ersten Male erstattet worden war, nahm gleichgültig dem Diener die Eilmappe ab und sagte: „Es ist gut, Horn, ich werde persönlich mit dem Herrn Ersten Staatsanwalt sprechen. Sie brauchen nicht zu warten.“

Der Gerichtsdiener entfernte sich unbefriedigt, weil ihn die Neugierde quälte und er infolge der persönlichen Rücksprache mit „dem Ersten“ keinen Einblick mehr in die Aktenmappe nehmen konnte.

Der Hans las die Anzeige des Gendarms:

„An die hohe Königliche Staatsanwaltschaft in Gleiwitz. Heut morgens früh fand sich die Leiche des Freiherrn v. Stockendorf auf einer Halde vor. Meine Vermutung geht auf Eifersucht. Der Herr Freiherr war sehr hinter die Frauen. Insbesondere hatte er die Häuerfrau Orschulik auf dem Strich. Der Ehemann war zwar auf Nachtschicht gewesen, aber es läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Der Freiherr hat ein großes Loch im Kopf und ist tot. Ich lasse die Leiche nicht aus die Augen. Gehorsamster Wahsner. Berittener Gendarm.“

„v. Stockendorf . . . v. Stockendorf . . . sprach Hans in Gedanken vor sich hin. — Das ist doch . . . so hieß er doch . . . freilich! Stubenheim . . . Mein Gott, das ist sicher Lydias Mann.“ —

Ich heftiger Erregung eilte er zum Ersten Staatsanwalt Herold und erstattete Meldung.

„Ich hab' eben einen wichtigen Bericht vor — entgegnete letzterer — fahren Sie, lieber Wierzina, selbst hinaus. Es ist ja Ihr Bezirk. Verständigen Sie den Untersuchungsrichter und den Kreisarzt. Jedenfalls beantragen Sie die sofortige Verhaftung des Orschulik, wenn irgend welche Indizien auf dessen Täterschaft hinweisen.“

Eine halbe Stunde später befand sich Hans auf der Fahrt nach Stubenheim. Er hatte eine Droschke für sich allein gemietet, während der Untersuchungsrichter, der Kreisarzt und der Gerichtsschreiber in einem zweiten Wagen demselben Ziele zustrebten. Er war zu aufgereggt und fürchtete, man könnte ihm die Aufregung auf dem Gesichte ablesen.

### III.

Die Herrschaft Stubenheim liegt etwa zwei Meilen von der Kreisstadt Gleiwitz entfernt, mitten im Industriebezirk. Eine gute, mit hohen Pappeln

umsäumte Chaussee führt dorthin. In der Nähe der Stadt ist die Landstraßenluft noch einigermaßen erträglich und rein, dann wird sie schwärzer und schwärzer. Denn rechts und links pusten unzählige Schornsteine dicke Rauchwolken zum Himmel empor. Heiß brütete die Mittagssonne auf dem Straßenpflaster, über welches Lastwagen und Equipagen neben rußgeschwärzten Arbeitern dahinjagten. Überall Staub, Schmutz, Rauch und Hitze, überall oberschlesisches Hasten und Haschen nach Erwerb und Gewinn.

Hans Wierzina sah das aber alles nicht, — merkte nichts von allem dem. Seine Gedanken liefen bald dem Wagen voraus nach Schloß Stubenheim, bald flogen sie zurück in die Vergangenheit, — nach seinem Heimatdorf . . . Wie würde er Lydia wohl wiederfinden? — In Schmerz zerflossen um den getöteten Gatten? — Ob sie diesen Gatten wohl geliebt haben mag und mit ihm glücklich gewesen ist? — In dem Bericht des Gendarmen hieß es allerdings, daß der Getötete nicht viel von der ehelichen Treue gehalten . . . Allein, der Haß und der Neid der Menschen geht oft Hand in Hand mit der Verleumdung . . . Ob Lydia ihn, den ehemaligen Schulmeisterjungen und Spielgenossen wiedererkennen würde? Wohl schwerlich — denn ein großer, dunkler Bart umschattete ja sein Gesicht und manche Linie hatte das Leben bereits auf seiner Stirn gezeichnet. Ob er sich ihr selbst zu erkennen geben sollte, wenn sie ihn nicht wiedererkenne? . . . Wozu? . . . Er interessierte sie ja schon lange nicht mehr und die Spiele der Kindheit hatte sie sicher längst vergessen . . . Aber weshalb fragte er sich denn das alles? . . . Er fuhr ja nicht nach Stubenheim um eine Jugendfreundin aufzusuchen, sondern ein Verbrechen aufzuklären, den Schuldigen zu ermitteln und der irdischen Gerechtigkeit zu überliefern. — Er war ja nicht mehr der Schulmeisterjunge, sondern der Staatsanwalt und hatte mit der Schloßherrin von Stubenheim keinerlei Erinnerungen auszutauschen . . . Und doch schwirten ihm ununterbrochen alte Worte durch das Hirn: „Also, auf Dein Ehrenwort, Hannes, Du wirst Minister und heiratest mich. Gelt, Du wirst es nicht vergessen?“ Vergessen hatte er's nicht, aber Minister war er nicht geworden.

Da schwenkte plötzlich der Wagen von der Chaussee nach einer Buchenallee ab und Hans erwachte aus seinen Träumen. Angenehme Schattenfühle umfing ihn; die Hufe der Pferde schlugen nicht mehr auf die harten Steine auf, sondern berührten fast geräuschlos einen wohlgepflegten Kiesweg. Jetzt lichtete sich die Allee und die Mietsdroschke hielt vor einem stattlichen Herrenhause, zu dem eine steinerne Terrasse emporführte.

Hans sprang aus dem Wagen heraus und begrüßte einen auf der Terrasse stehenden alten Herrn, der die Gerichtskommission zu erwarten schien

und in dem er sofort den Baron v. Prickwitz wiedererkannte. Der Baron aber erkannte ihn nicht wieder und erinnerte sich auch nicht seines Namens.

„Ae, Sie sind wohl der Herr Staatsanwalt? — sagte v. Prickwitz verbindlich — und die anderen Herren kommen wohl auch bald?“

„Sie müssen in kürzester Zeit da sein.“

„So! Na, das ist ja hübsch! Ae — eine recht häßliche Geschichte das! Herr Staatsanwalt“ —

„Pardon, nur Assessor“ —

„Also auch gut, Herr Assessor, — eine häßliche Geschichte. Wird viel Staub aufwirbeln und auf unsern alten Adel Schatten werfen — abscheulich — die Herren müssen den Kerl zum Geständnis bringen, damit meine Tochter und ich nicht erst vor Gericht kommen. — Abscheulich! Dégoûtabel!“

„Ist man dem Täter schon auf der Spur?“ fragte Hans mit hochklopfendem Herzen.

„Ae, wissen Sie Herr Staats, — oder Herr Assessor — entgegnete der Baron, vertraulich an ihn herantretend — Ihnen muß ich schon klaren Wein einschenken. Parbleu! Die Staatsanwaltschaft muß doch alte Aristokratie vor öffentlicher Blamage schützen. Bitte Ehrenwort, Schweigen zu bewahren, worüber ich jetzt entre nous rede.“

Zögernd reichte Hans dem Baron die Hand und sagte: „Soweit sich das Schweigen und die beanspruchte Rücksichtnahme mit meinen Pflichten als Staatsanwalt verträgt, werde ich selbstredend den Wünschen des Herrn Baron entsprechen.“

In das faltenreiche Gesicht des alten Herrn schoß jäh das Blut und spöttisch versetzte er, indem er sich stolz emporrichtete:

„Ae! Mißverstanden! Baron v. Prickwitz verlangt nur Rücksichtnahme, wo es Gesetz gestattet. Wegen des Pöbels und der — brrr — Sozialdemokratie. Also, wie gesagt. Mein Herr Schwiegersohn, der Freiherr v. Stockendorf war — ä — unter uns gesagt, ein — ä — ein Wüstling. Saufen und Weiber. — Hätte ihm auch meine Lydia nicht gegeben, wenn mir damals nicht die verfluchten Juden die Klitsche subhastiert hätten! — Ae — die Freifrau, meine Frau Tochter wollte ihn auch gar nicht. Was machen? Stubenheim ist fast schuldenfrei — nur eine kleine landschaftliche Hypothek — aber auch zur Hälfte schon amortisiert — also Strohhalme in der Not. — Ae — jetzt ist ja meine Frau Tochter gut dran — ja, gut dran — mein Herr Schwiegersohn hat sie zur Universalerbin eingesetzt. Kinder nicht vorhanden. Na, wissen Sie, lieber Staatsanwalt, ein Unglück ist die ganze Sache nicht. Bloß die Blamage! Blamage! Mein Herr Schwiegersohn hatte so — ä — Tächtelmächtel überall — da und dort — mit aller Welt — auch mit

Häuerfrau Orschullik. — Mann natürlich eifersüchtig . . . Kann ihm nicht übel nehmen . . . Will gar nicht, daß er geköpft wird — hat wahrscheinlich auch nicht — ä — wie nennt man das bei Euch? — mit Vorsatz gehandelt — kam wahrscheinlich nach Haus, Streit bekommen, zugeschlagen, totgeschlagen — ä — aber fatale Geschichte. Ihr Juristen müßt alten Adel vor Blamage schützen — wegen Demokratie und Juden!“

Vor Hans Wierzinas Augen flimmerte es. Also Lydia war, zu gut deutsch, verpuppelt worden — an einen Wüstling, der Geld hatte, der die adelsstolze Familie v. Prickwitz vor dem Ruin rettete, den Lydia nicht liebte — nicht lieben konnte — den sie hassen mußte! . . . O, was mag das arme Weib während dieser entwürdigenden Ehe gelitten haben — und er — . . . er . . . ihr Jugendgespieler . . . er glaubte — doch was hatte er denn zu glauben? Was ging er sie denn an? Er hätte aufschreien mögen . . .

„Ne — was ist Ihnen lieber Staats — lieber Assessor? Sehen blaß aus? Aufregung wegen Mordgeschichte? — Man muß sich drüber wegsetzen. Bitte, nur schonend Sache behandeln wegen Blamage . . . da kommen ja die andren Herren.“

## IV.

Vor der niedrigen, mit Schindeln gedeckten Hütte, die dem Häuer Ignatz Orschullik, seiner Frau Katharina, seinen zwei kleinen Kindern, einer Kuh, einer Ziege und noch ein paar grunzenden Schweinen schützendes Obdach gewährte, gähnte eine öde Halde. In der nächsten Umgebung befand sich weder ein anderes Wohnhaus, noch Strauch, noch Baum, — nichts, nichts, nur die öde, häßliche, zerklüftete Halde. Ein Grauen mußte verspüren, wer des Nachts da vorüberging, wenn er auch sonst keine Furcht kannte. Dieses Grauen stierte heut mit noch unheimlicheren Augen aus jener Duckel hervor, in welcher der über und über mit Blut besudelte Leichnam des Freiherrn v. Stockendorf lag. Neugierig drängten schmutzige Weiber, Kinder und Bergleute heran, um sich einen gewissen Wollustkitzel durch den widerwärtigen Anblick zu verschaffen. Aber Gendarme und Polizisten, die den Tatort im weiten Kreise umstanden, hielten die Neugierigen nach Möglichkeit fern.

Der Kreisarzt untersuchte die Lage der Leiche und die Verletzungen eingehend.

„Von einem hinterlistigen Überfall — meinte er — dürfte kaum die Rede sein. Der Hieb ist nach der Beschaffenheit der Wunde offenbar von vorn mit einem spitzen Instrument, vielleicht mit einer Bergmannsteilhaue, oder mit einem eisernen Bergmannsstocke geführt worden. Er

muß sehr wuchtig geführt worden sein, denn er hat die ganze Schädeldecke zertrümmert. Auf der Stelle muß auch der Tod eingetreten sein. Man kann daher wohl annehmen, daß der Angreifer in jähem Affekt gehandelt hat, zumal anscheinend nichts geraubt worden ist. Hatte denn der Freiherr Feinde, Herr Gendarm?"

Der Kreisarzt, der Untersuchungsrichter, Hans und der Gendarm traten jetzt dicht zusammen. Letzterer wiederholte leis die Vermutung, die er in seiner Anzeige ausgesprochen hatte. Hans berichtete mit Schonung, was ihm der Baron vor wenigen Augenblicken offenbart hatte.

„Dann müssen Sie sofort, Herr Wachtmeister, Orschullik und seine Frau sistieren. Haben Sie Vorsorge getroffen, daß die beiden Eheleute sich nicht bereden, was sie aussagen sollen, um den Tatbestand zu verdunkeln?"

„Zu Befehl, Herr Landrichter — erwiderte der Gendarm, indem er militärisch die Hand an den Helm legte und die Hacken zusammenschlug — habe Inkulpaten isoliert und durch Kollegen scharf ununterbrochen observieren lassen. Werde gleich Vorführung exekutieren. Zu Befehl.“

Nach wenigen Sekunden wurde der Häuer Orschullik gefesselt aus der niedrigen Hütte vorgeführt, während seine Ehefrau noch in derselben unter strenger Bewachung zurückgehalten wurde.

Der Bergmann zitterte am ganzen Körper. Verzweifelt und voll Todesangst glitten seine scheuen Blicke über die Menschenmenge, die sich in der Entfernung zu Hunderten inzwischen angesammelt hatte.

„Der arme Orschullik! — hörte man aus dem Volkshaufen schreien. — Recht ist das Baron geschehn. — Was geht er zu anderen Frauen?! — Hat er sich seine Frau. — Das donnerwetterische Donnerwetter . . . Das Hundsfott!“

Die Volksjustiz nahm dem später funktionierenden Richterkollegium die Entscheidung vorweg und plaidierte für milde Beurteilung.

Schwül, wie eine Gewitterwolke, zogen über den entstellten Leichnam die von der Menge ausgestoßenen Flüche hin.

Mit schlotternden Knien stand der Häuer vor dem Untersuchungsrichter.

„Hört mich 'mal an, Orschullik — sagte letzterer mit freundlicher Stimme — ein schweres Verbrechen wird Euch zur Last gelegt und erfordert Sühne. Wenn Ihr aber alles reuig bekennet, so kann die Strafe milder ausfallen, als wenn Ihr lügt und Euch vielleicht eines schwereren Verbrechens verdächtig macht, als Ihr wirklich begangen habt. Nun sagt, habt Ihr den Freiherrn getötet?"

Orschullik schwieg.

„Seht, Ihr Schweigt, — fuhr der Richter fort — das Schweigen ist oft ein beredtes Geständnis. Also gesteht nur offenherzig und ohne Winkelzüge ein, wie Ihr zu der Tat gekommen seid. Die Schuld muß jeder büßen und ein reumütiges Geständnis erleichtert Euer Gewissen.“

„Herr Richter — begann der Bergmann seine Beichte — alles Leute haben mir gesagt, daß das Baron zu meine Kaischka (Katharine) geht, wenn ich muß schwer in die Grube arbeiten. Ich muß sich schwer arbeiten vor Frau und meine kleine Kinder, und Frau is eine Zigeinerin. Denn sie hat mich betrogen mit das Baron. Komme sich gestern nachts aus die Nachtschicht. Seh ich Mann aus meinem Heisel schlupfen. Geh ich auf Mann und erkenne das Baron. Hat mich eine schreckliche Wut gefaßt. Nehme ich meine Keilhau und schlag' einmal zu; weiß nich 'mal wohin. Liegt sich schon Baron tot. Hab' ich furchtbare Angst bekommen, nach Haus geloffen und die Kaischka noch geprügelt. Bin ich dann weggeloffen durch die ganze Nacht vor Angst, bis mich Herr Gendarm erwischt hat. Das is reine Wahrheit, wenn ich soll gleich unter die Erde sinken und Kopp verlieren. Aber totschlagen wollt ich Baron nicht.“

„Hm! — sagte der Untersuchungsrichter halbblaut — wenn's sich so verhielte, wär's ja nur Körperverletzung mit tödlichem Ausgang. Holen Sie, Herr Wachtmeister, die Frau herbei.“

Frau Orschullik wurde aus dem Häuschen vorgeführt. Laut fing die Menge zu toben und Drohworte auszustoßen an. Erst als die Polizeiorgane mit blanker Waffe gegen die Leute vorgingen, zogen sie langsam zurück und beruhigten sich mählich.

Die Häuerfrau, eine hübsche, dralle, vollbusige Erscheinung mit schwarzem Haar, heißblickenden Augen und wollüstig aufgeworfenen Lippen gebedrte sich angesichts der Leiche, als wäre sie nicht recht bei Sinnen. Sie rang die Hände, heulte und schrie unausgesetzt: „O Jesus! Jesus, Maria und Josef! Das arme Baron! Hat sich der Orschullik erschlagen. — O Jesus! Jesus! Das arme Baron! Is gewesen gut zu mich! Is gewesen mein Liebster!“

„Hündin — zischte ihr der Häuer entgegen, den plötzlich seine Angst verlassen hatte — da siehst das gnädigste Gericht, was das is vor spottschlechtes Weib! — — Aas verfluchtiges!“

Die Herren widerte dieser Auftritt an.

„Führen Sie die Frau ab — sagte der Untersuchungsrichter zu dem Gendarm — ein Grund, sie zu verhaften, liegt nicht vor. Leider geht die Hauptschuldige hier straffrei aus. Wir wollen, Herr Kreisarzt, mit dem Protokoll beginnen.“

## V.

„Gott sei Dank — atmete Hans erleichtert auf, als Richter und Gerichtsschreiber das Protokoll unterschrieben hatten — bei dem umfassenden Geständnis des Angeklagten wird es einer Beweisaufnahme nicht bedürfen.“ —

„Gewiß nicht — bestätigte der Richter — Körperverletzung mit tödlichem Erfolge. Der Fall liegt mild. Ich denke 1 bis 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jahr Gefängnis.“

„Es wäre entsetzlich gewesen, wenn die arme Freifrau und der alte Baron erst hätten vernommen werden müssen. Die Verhandlung wird unter den gegebenen Verhältnissen unter Ausschluß der Öffentlichkeit wegen Gefährdung der guten Sitten erfolgen. Ich werde dem Baron Mitteilung erstatten, Herr Landrichter, da der alte Herr in großer Sorge wegen eines öffentlichen Skandals lebt. Er bangt um seine Familienehre und sein aristokratisches Prädigste. Gegen diese Mitteilung ist doch nichts einzuwenden?“

„Selbstverständlich nichts, Herr Assessor.“

„Nun, dann empfehle ich mich den Herren. Unsere Amtstätigkeit ist ja beendet. Kutscher fahren Sie zu. Sie bekommen 2 Mark Trinkgeld, wenn wir bald vor Schloß Stubenheim sind. Hab' wenig Zeit und muß dort noch einen Augenblick absteigen.“

In zwanzig Minuten hielt der Wagen vor der Terrasse des Herrenhauses. Schon aus der ferne bemerkte Hans, daß der Baron in nervöser Aufregung auf der Terrasse auf und ab wandelte.

„Ae — endlich! — rief er dem Assessor entgegen, der elastisch das Gefährt verlassen hatte und respektvoll grüßte — Kommt's zum Skandal? Wie? Was? Sagen Sie's kurz — ä . . . bin etwas erregt.“

„Durchaus nicht, Herr Baron“ — entgegnete Hans und erstattete nun ausführlichen Bericht über den traurigen Fall.

„Gott sei Dank — atmete jetzt auch Prickwitz erleichtert auf — Ae — da müssen Sie ein Gläschen Wein bei uns trinken. — Haben vorzügliche Ungarweine — werde gleich meine Frau Tochter, die Freifrau rufen.“

Bevor Hans die Einladung annehmen oder ablehnen konnte, war der alte Herr im Innern des Hauses verschwunden.

Hans preßte die Hand auf sein Herz. Aber im nächsten Augenblick kam er sich höchst töricht und kindisch vor. Weshalb war er denn so erregt? Was ging er die verwitwete Freifrau an?

Er hatte nicht lange Zeit sich solchen Reflexionen hinzugeben; denn vor ihm stand Lydia an der Seite ihres Vaters . . . Lydia —, nicht mehr das kleine, wilde Baroneßchen, sondern eine hohe, schlanke Frau voll wunderbarer Anmut! Aber tiefe Blässe und Melancholie träumte auf ihrem feinen, durchsichtigen Antlitz . . . Nur die Augen . . . die Seh-

suchtsaugen waren noch dieselben. Als sie des Assessors ansichtig wurde, vertönten sich ihre Wangen noch um eine Nuance ins Bleich. Sie legte die Hand auf die schwellende Brust und stieß einen krampfhaften Schrei aus.

„Ae — ä — was ist Dir denn Lydia? — fragte Prickwitz erregt — Du erschrickst wohl vor dem Staatsanwalt? Ae — das ist ja noch kein Staatsanwalt, sondern nur — ä — wie heißt's denn? — Vertreter! Ein freundlicher Herr, der uns vor — ä — dégoûtablen Sachen schützte.“

„Das ist Hans — sagte Lydia mit bebender Stimme — Hans, Vater.“

„Ae — versteh' nicht, was für Hans?“

„Hans Wierzina; aus unserem Dorfe, der Rektorsohn.“

„Entschuldigen Sie, entschuldigen Sie, lieber Staats — ä, pardon Assessor . . . Kann mich aber, bei Gott, nicht mehr erinnern! Indessen umso lieber! — Also Landsleute . . . Haben mich wohl auch nicht mehr wiedererkannt? ä! . . . viele Jahre her! — Wierzina . . . Wierzina . . . Jetzt erinnere mich dunkel — — Lehrer dort gewesen — Richtig! Richtig! — Das ist famos — treffen uns wieder hier bei traurigem Fall — Haben unbewußt altem Landsmann geholfen . . . Sehen Sie — Aristokratie und Land hält zusammen — verdammtes Pack, Demokraten, Juden und Industrielle — — ä — Nun müssen wir erst recht einen alten Ungarn trinken. Ae —“

Lydia war an Hans herangetreten und hatte ihm bebend die Hand gereicht, die er bebend in der seinigen festhielt.

„Lydia“ — fragte er kaum vernehmbar — „Sie erkannten mich also doch wieder?“

„Wie sollt' ich nicht?! — Ich dachte ja immer an Dich — an Sie, Hans.“

„Kommen Sie herein, Assessor“, forderte der Baron auf.

Bald saßen alle drei in dem vornehm ausgestatteten Empfangsalon an dem Ebenholztisch und plauderten. Hans gab sich alle erdenkliche Mühe, in Gegenwart des Barons unbefangen zu erscheinen. Er erzählte von seinen Erlebnissen, vermied aber, alte Erinnerungen aus dem Heimatsdorfe aufzufrischen. Lydia hörte schweigend zu. Hans fühlte instinktiv, daß sie ihn gern allein gesprochen haben würde. Doch der alte Baron saß fest und trank ein Glas Ungarwein nach dem anderen. Unglücklicherweise berührte der Assessor auch noch das Thema von der Landwirtschaft und goß damit Wasser auf die Mühle des alten Herrn.

„Ja, die Landwirtschaft! — räsonierte dieser — früher war noch dabei etwas zu verdienen — ä — als Doppelzentner Weizen 25—30 Mark kostete. Aber jetzt! 18 Mark! Pfui Teibel! Und die teuren Löhne! Das Lumpepak kommt trotzdem nicht einmal in Arbeit, sondern läuft in

Fabriken — ä — Mit Handschuh möcht man das Gefindel anfassen. Früher Kandschu, jetzt Handschuh — ä! Alles die verdammten Demokraten . . . Und Regierung kümmert sich auch nicht um uns. Schimpft höchstens auf Bund der Landwirte — ä . . .“

Und so ging's weiter, bis der Diener meldete, daß die Leute mit der Leiche des Freiherrn eingetroffen seien und auf Befehl warteten, wo dieselbe aufgebahrt werden sollte.

„Ae — richtig — sagte der Baron, der sich das Gesicht bereits ganz rot getrunken hatte — beinah ganz vergessen. Komme schon.“

Schwerfällig erhob er sich, während Lydia sitzen blieb.

Als sie mit Hans allein im Zimmer war, sagte sie:

„Sie werden sich wundern, Hans, daß ich hier sitzen bleibe und die Anordnungen andern überlasse. Wenn Sie aber wüßten, was ich Jahre hindurch gelitten habe, welchen Roheiten und Erniedrigungen ich ausgesetzt gewesen bin, so würden Sie begreifen, daß jeder Funke von Mitleidgefühl in meiner Brust erlöschen mußte. Nur die Erinnerung an — an meine Kindheit gab mir hin und wieder Trost? . . . Du, Hans! weißt Du noch Hans, was Du mir bei meinem Abschied versprochen hast? Wenn Du's noch weißt, so sag' ich Dir: Die Fesseln sind gefallen . . . Ich bin frei!“

Lydia hatte noch nicht geendet. Hans lag vor ihr auf den Knien und legte seinen Arm um ihre schlanke Taille. Heiß brannten die Lippen der jungen Leute aufeinander —

„Geliebte — stammelte er — willst Du die Meine werden? Du, nach der ich mein ganzes Leben verlangt?“

„Die Deine!“ antworteten stumm ihre Sehnsuchtsaugen.

Das Leichenbegängnis des Freiherrn ging mit allem üblichen Pomp von statten. Orskullik wurde einige Wochen später wegen Körperverletzung mit tödlichem Erfolge unter Zubilligung mildernder Umstände zu einem Jahre Gefängnis verurteilt. Hans war drei Monate hindurch täglicher Gast auf dem Schlosse Stubenheim. Der alte Baron sah ihn herzlich gern; denn er meinte, er hätte es ihm lediglich zu verdanken gehabt, daß die Gerichtsverhandlung ohne unnötigen Clat seine Erledigung gefunden.

Erst als ihm eines Abends Lydia mit fester Stimme erklärte, daß sie Hans ihre Hand für das Leben reichen würde, fing er zu toben an:

„Ae — Skandal! Skandal! Schlimmerer Skandal, wie öffentliche Gerichtsverhandlung gewesen wäre! — Mesalliance! verwitwete freiu v. Stockendorf geborene Baroness v. Prickwitz will einem ä — ehemaligen Schulmeisterjungen Hand reichen! Unerhörter Skandal!“

„Du irrst, — sagte Lydia bestimmt — dem Staatsanwalt Wierzina, der vielleicht noch Minister werden kann! Und wenn nicht, so doch einem Manne von Herz und Bildung, den ich seit meiner Kindheit liebe. Übrigens, bester Papa, bin ich majorenn und Alleineigentümerin von Stubenheim. Ich bitte nur um Deinen väterlichen Segen. Du gibst ihn uns, liebes Papachen!“

„Ae — hol's der Kuckuck! Ihr sollt ihn haben Lydia. Ich versteh' mich doch nicht mehr in moderne Zeit hinein . . . Wenn Du nur glücklich wirst! Mir soll's recht sein. Bring' mir einen alten Ungarn herauf! Aber einen ganz alten, bemoosten. Jetzt sauft das junge Volk ja nur noch Sekt!“

---

## Erste Fahrt.

Von

Bertha Ginsberg, Beuthen.

---

Seine Hand rüttelte ihn unsanft an der Schulter; er erwachte und blinzelte schläfrig. Die Mutter stand am Bett im kurzen Unterrock und über der Brust offener Barchentjacke, mit ungekämmten Haaren. Brummend rieb sich der Junge die Augen. Es war noch ganz finster in der Stube. Wozu weckte man ihn so früh? Er hatte gerade so schön geträumt. Er hatte mit den anderen Jungens „Klippe“ gespielt und gerade so einen schönen Schlag gemacht; hoch durch die Luft saufte die Klippe, und er jubelte schon, daß er Sieger bleiben würde über den Pepusch, der sich mit seiner Kunst im Klippespielen immer so groß tat . . .

„Steh' auf, Franzuschku“, sagte die Mutter, „es ist Zeit“.

Zeit — wozu? — In die Schule? — Er geht doch gar nicht mehr in die Schule . . . Er ist doch schon lange zur heiligen Kommunion gewesen . . . „Nu, was ist denn?“ brummt er, „laß mich doch schlafen, Mutter! Es ist ja noch Nacht!“ Er gähnt, und die Augen fallen ihm zu.

„Franzef!“ sagt die Mutter und rüttelt ihn, „Franzuschku, steh' auf! Der Quartiermann ist auch schon aufgestanden“ . . . „Der Quartiermann . . . ? Nu, was denn?“

„Du mußt doch in die Schicht, Franzuschku!“ Franzuschku reißt die Augen auf und richtet sich halb im Bett empor. In die Schicht! — So schwer ist's ihm plötzlich ums Herz, als sei ein Stein darauf gefallen. Er muß ja heute in die Grube gehen, heute zum ersten Mal . . . Da hilft

kein Sträuben, — es muß sein . . . Damals, wie die Mutter es ihm gesagt hat, ist er sehr traurig geworden und hat geweint. Es schien ihm so schrecklich, sich nicht mehr im freien tummeln dürfen, im Sonnenlicht, nicht mehr Klippe und Ball spielen und sich mit den anderen Jungens prügeln, sondern arbeiten . . . Arbeiten im dunklen Kohlschacht, aus dem sie den Vater mal mit zerschmetterten Beinen herausgebracht hatten . . . Der Franzek war damals noch ein kleiner Junge gewesen . . . Der Vater hat noch jahrelang mit seinen zwei Holzbeinen gelebt und gegessen und getrunken und die ganze Familie gequält. Vor der Mutter zog er freilich immer bald den Kürzeren. Früher hat er sie geprügelt, und sie hatte es sich gefallen lassen müssen, denn er war der Stärkere und der Verdienere. Nun humpelte er mühsam auf seinen Stelzfüßen einher und mußte froh sein, wenn sie ihm zu essen und einen Sechser auf Schnaps gab. — — Zuletzt fing er an zu husten; der jahrelang eingeschluckte Kohlenstaub hatte ihm die Lunge zerfressen. Die Mutter war froh, als er starb, wenn sie auch weinte, denn nun war ein unnützer Esser weniger im Hause . . .

„Mach' Dich doch fertig, Junge, der Quartiermann zieht sich schon den Rock an, und Du bist kaum gewaschen . . . Willst wohl zu spät kommen das erste Mal? Dann wär's aus mit der Arbeit und mit dem Verdienst, die nehmen Dich nicht mehr, die kriegen Leute genug!“

Der Junge beeilte sich und zog seine Sachen an. Die Mutter half ihm und ging dabei hin und wieder zum Ofen, um nachzusehen, ob der Kaffee schon kochte. Der Quartiermann schimpfte, daß man ihm schon wieder ein Stück von seinem Brot abgeschnitten hätte; jeden Tag fehle etwas davon. Das lasse er sich nicht mehr gefallen. Er werde ausziehen, oder lieber gleich heiraten; eine Frau sei noch billiger als solch eine diebische Wirtin. Ob sie etwa denke, daß er ihre ganze Familie mitfüttern werde?

Die Frau verteidigte sich, schimpfte, aber der Quartiermann schnitt ihren Redefluß kurz ab: er hätte jetzt keine Zeit zum Zanken.

Die Cichorienbrühe war unterdessen fertig geworden, sie tranken beide schnell ein paar Schluck, an dem Tisch stehend, auf dem die Kerze trübe flackerte. Den Rest der Flüssigkeit füllten sie in blaulackierte Blechkrüge, die sie mitnahmen. Der Quartiermann trug eine richtige Bergmannsuniform aus speckig glänzendem Baumwollstoff, mit Kappe, Hinterleder und Gürtel; sie war schon lange im Gebrauch und noch schon von weitem nach Schweiß und Kohlen. In den Gürtel hatte er die Grubenlampe, Franzek trug die seine in der Hand. Er hatte nur seine gewöhnliche Jacke an.

„Na, geh' mit Gott!“ sagte die Mutter und gab ihm einen zärtlichen Klaps auf den Rücken, „die heilige Muttergottes mag Dich behüten!“ . . .

„Warte, da hab' ich noch was.“ Sie nestelte ein viereckiges Tuchläppchen mit dem Bilde der Jungfrau Maria, das sie an einem Bande um den Hals trug, unter der Jacke hervor und hing es dem Jungen um.

„Adieu, Mutter!“ Die Stimme schwankte ihm doch ein wenig, aber der Quartiermann sieht ihn so spöttisch von der Seite an; nein, der soll ihn nicht auslachen! Er ist kein Kind mehr! Er ist ein Mann wie der, — von heute ab! — Stolz und trotzig geht er neben dem Quartiermann hinaus.

Es ist dunkel und feucht, bei jedem Schritt versinkt man bis zum Knöchel in den Kot der Landstraße. Der Wind bläst kalt, am Himmel jagen die Wolken, ballen sich zusammen, zerreißen und flattern wie Fetzen. Durch einen Wolkenriß schimmert ein heller Stern, er scheint vor den beiden herzugehen.

Franzef muß an den „Stern von Bethlehem“ denken, den er aus Goldpapier geschnitten und auf Pappe geklebt und über der „Krippe“ befestigt hat. Die „Krippe“ hat er mit dem Pepusch zusammen ausgeschnitten und geleimt, das Ochsein, das Eslein, die drei Weisen aus dem Morgenlande, die Engel, Maria und Joseph und das Jesuskind. Und darüber der Stern aus Goldpapier. So zogen die beiden Jungens um die Weihnachtszeit durch das Dorf und sangen in jedem Hause:

„Wir treten daher mit unser'm Gott,  
Ein' schönen gut'n Abend, das gebe Euch Gott!  
Ein' schönen gut'n Abend, die fröhliche Zeit,  
Die unser Herr Christus uns hat bereit.“

Und Kinder und Große stellten sich im Halbkreise herum und bewunderten die „Krippe“. Fast in jedem Hause bekamen sie Geld.

Nach Weihnachten waren sie „die drei Könige aus dem Morgenlande“ mit goldpapiernen Kronen auf dem Kopf und weißgewaschenen Hemden über den Jacken. Der Pepusch hatte sich das Gesicht mit Ruß schwarz gefärbt und sang: „Meine Mutter hat mich gewaschen mit dem Lappen, drum bin ich so schwarz wie ein Rappen; hätt' sie mich gewaschen mit dem Schwamm, wär' ich weiß wie ein Lamm“. Dabei sprang er herum und stampfte mit seinem Stab auf, daß die Dielen dröhnten. Ja, der Pepusch verstand seine Sache, das mußte man ihm lassen. Aber nachher, bei der Teilung hatte er die andern betrogen. — für das

eingesammelte Geld kauften sie sich Cigarren; sonst rauchten sie immer bloß getrocknete Kastanienblätter. Die schmeckten freilich nicht gut, aber wenn man kein Geld hat . . . Jetzt wird er Geld haben, eine Mark zwanzig täglich. Von heute ab ist er „Schlepper“ in der „Königsgrube“ und verdient eine Mark zwanzig jede Schicht. Das macht in einer Woche sieben Mark zwanzig. Viel Geld! — Das meiste muß er ja der Mutter geben, aber etwas kann er sich doch behalten. Und einen neuen Sonntagsanzug muß ihm die Mutter kaufen . . .

In dem fahlen Geäst eines Baumes am Wegrande schlägt ein fink. Ein einziger kurzer Schlag, dann schweigt er wieder. Er hat sich wohl in der Zeit geirrt; es ist noch zu früh zum Ausfliegen . . . Still und dunkel liegt das Feld, es ist erst gestern aufgepflügt worden und riecht nach frischer Erde.

Viel stärker aber ist der Kohlengeruch, der in der Luft liegt. Aus den nahen und fernen Schornsteinen, die hoch und schlank aus dem Dunkel auftauchen, fährt es empor und quillt es hernieder, breite, schwarze Rauchmassen. Sie wälzen sich am Boden, vom Winde niedergedrückt, und zerflattern, und das Erdreich schluckt sie ein.

Die beiden schreiten schweigend weiter; der Quartiermann stößt bei jedem Schritt die Keilhau wie einen Wanderstab in das kotige Erdreich und macht ein verdrossenes Gesicht. Er denkt wohl noch über das fehlende Stück Brot nach und ärgert sich. Franzek schlenkert beim Gehen seinen Kaffeekrug hin und her und sieht seinen Gefährten von der Seite an. O, er weiß, wo das Brot geblieben ist! Die Mutter hat den Kindern gestern davon gegeben; es war nicht das erste Mal.

Dunkle Gestalten tauchten rechts und links im Dämmerlicht auf. Wo der Weg sich zweigt, gesellen sie sich zu dem Paar. Sie haben den gleichen Weg. Einige rauchen schweigend die Pfeife, andere erzählen etwas im Weitergehen; die Jüngeren werfen hier und da ein Scherzwort in die Unterhaltung. Grobe Scherze, zweideutige Redensarten, die der Franzek nur halb versteht. Von Mädchen ist die Rede; Franzek spitzt die Ohren und macht dabei ein scheinheiliges Gesicht, als ginge das alles ihn nichts an. Mit dem Karlik wird er sich befreunden, wenn der ihn nur mag! Das ist einer! — Der erste beim Tanzen und beim Kaufen. Alle Mädels sind in den verschossen. Das ist doch was anderes als der Pepusch mit seinem Klippespielen und seinen anderen kindischen Künsten. Bewundernd sieht er zu ihm auf und hört aufmerksam der Rede des jungen Burschen zu.

Plötzlich verstummt der Schwäzer. Die Männer bleiben stehen. Vor ihnen erhebt sich die rote Mauer, die den Grubenplatz umschließt.

Aus dem offenen Thor kommen langsam, ernstes Angesichts vier Männer, eine verdeckte Bahre tragend.

„Wer ist's?“ fragt einer halblaut.

„Der Josef Macioffel.“

„Tot?“ —

„Tot.“ —

Der Vater vom Pepusch und von der Loiska und noch vier andern Kindern! Franzek schaudert. Gestern Abend hat er ihn gesund und vergnügt zur Arbeit gehen sehen, und jetzt ist er tot, zerschmettert! Was wohl der Pepusch sagen wird? Franzek hat nicht viel Zeit zum Nachdenken. Er ist den andern in einen Saal gefolgt und hier wird er, wie die andern, eingeschrieben. Dann besteigen sie truppweise den Fahrstuhl und hinunter geht es in die Tiefe. Die Sinne schwinden ihm . . .

„Na was gibt's, Bursche? Los, faß an! Hier wird nicht gefaulenz! Denkst wohl, du bist zum Spaß hier? — Los, immer weiter, dummer Junge! Zum Donnerwetter!“ So schilt der Aufseher. Franzek beißt die Zähne zusammen, faßt den Wagen an und schiebt weiter. Es tut so weh, er hat schon Blasen an den Händen. Und dabei ist es ringsum so dunkel, nur hier und da schimmert das Flämmchen einer Grubenlampe trübe durch die Nacht. Von ferne scheint, wie durch einen Schleier, das bleiche elektrische Licht. Er muß an die Märzsonne denken, die droben nun wohl aufgegangen ist. Vielleicht eine bleiche Sonne, hinter Wolken hervorlugend, aber doch die Sonne . . . Das Tageslicht. Er sehnt sich auf einmal so sehr nach dem Tageslicht . . . Vom Kohlendunst ist ihm der Rachen ausgetrocknet, der Kohlenstaub sitzt ihm in der Nase und im Munde, und die Tränen würgen ihn in der Kehle . . .

Der Karlik geht gerade vorbei.

„Trink, Kleiner!“ sagt er gutmütig und reicht ihm die Flasche, aus der er soeben einen kräftigen Schluck getan hat.

Franzek zögert.

„Hahaha!“ lacht der Andere, „hast wohl dem Pfarrer versprochen, keinen Schnaps zu trinken? — Dummheiten! Das bringt Einen nicht gleich um! Trink nur, — 's ist kein Gift!“

Zögernd setzt der Junge die Flasche an die Lippen.

„Na? — Paß mal auf, wie Dir gleich ganz anders zu Mute wird! Das ist was anderes als das Cichorienwasser!“ Franzek trinkt und schüttelt sich. Es schmeckt abscheulich. Aber ihm ist so warm und wohl danach. Wie Feuer und Kraft fließt es durch seinen Körper. Er trinkt

noch einen Schluck, und noch einen. Der Karlik lacht: „Na siehst Du! Du wirst es schon lernen! Aber laß mir auch noch was übrig!“

Schichtwechsel! . . . Hinauf, hinauf zum Tageslicht! Dem Franzek ist es, als hätte er es wochenlang nicht gesehen. Aber als er oben angelangt ist, liegt Abenddämmerung über der Erde.

Aber er ist so müde . . . Schlafen, denkt er, nur schlafen! Hungrig ist er auch. Die Mutter wird ihm was Gutes gekocht haben, er freut sich schon auf das warme Essen . . . Nur schnell nach Hause!

Bis zur Schenke geht er mit den andern zusammen, dort treten die Meisten ein, auch der „Quartiermann“.

Karlik steht auf der niedrigen Treppe, die zur Schenktür hinaufführt, und wendet lachend den Kopf zurück: „Na, und Du, — Kleiner? Du gehst hübsch nach Hause, sonst schimpft die Mutter.“

Franzek ist ganz rot geworden, so schämt er sich. Sie behandeln ihn auch als Kind! — Aber der Karlik soll sehen, daß er keines mehr ist.

„Ach was, — wegen der Mutter!“ sagt er wegwerfend.

„Na also, warum kommst Du denn nicht mit 'rein? Hast doch keine Angst mehr vor'm Schnaps, er hat Dir ja ganz gut geschmeckt!“

Und er faßt den Zögernden am Arm und zieht ihn die Stufen hinauf.

„Du hast kein Geld, ich weiß schon! Ich bezahl' für Dich, und Du kannst ja ein andermal was zum Besten geben. 's ist Deine erste Fahrt heute, das muß begossen werden!“ Und Franzek geht in die Schenke.

Als er nach einer Stunde wieder herauskommt, geht er mit schwankenden Schritten. Es scheint sich vor ihm alles zu drehen, und dabei ist ihm so wohl zu Mut; — er möchte immerfort singen. Den Karlik, der ihn führen will, stößt er fort . . . Er ist doch nicht betrunken! Niemand braucht ihn zu führen! Die paar Gläsel voll werfen ihn nicht um. — Er ist doch kein Kind mehr, er ist ein Mann; — und wer da sagt, daß er kein Mann ist! . . . Und dann wieder wird er zärtlich und fällt dem Karlik um den Hals.

„Bruder, Karlitschku, Geliebter, Du bist mein bester Freund, mein Bruder!“ Die andern lachen, und er wird böse. Wer ihn auslacht, kann was besehen! Er läßt sich nichts gefallen, er ist kein dummer Junge! Er ist ein Mann! Aber der Karlik beschwichtigt ihn, und er ist gleich wieder gut und zieht Arm in Arm mit seinem „besten Freunde“ weiter, unaufhörlich redend. Ein Trupp Grubenarbeiterinnen kommt des Weges

daher, dralle, rotwangige Mädel, Spuren von Kohlenstaub in den lachenden Gesichtern. Keß blißen die schwarzen Augen die Burschen an, und die Burschen umringen die Mädel und fassen sie um den Leib und zwicken sie in die Backen und die Arme. Der Franzef steht da und starrt die Mädel mit glühenden Augen an. Plötzlich geht er auf eine los, preßt sie fest an sich und küßt sie schallend auf den Mund. Das Mädel wehrt sich freischend und lachend, und der Karlif lacht.

„Guck' mal an! Der Franzef! — Na, Du wirst es schon lernen! — Bloß meine laß mir in Ruh!“

---

## Chronik.

- 2. Dezember 1905.** Die Stadtverordneten in Carnowitz nehmen Kenntnis von einem Geschenk des Fürsten von Donnersmarck auf Neudeck in Höhe von 500 Mk. zum Ausbau der Promenadenanlage.
- 4. Dezember.** Unter dem Vorsitz des Regierungspräsidenten Holz findet im Landratsamt zu Kattowitz eine Konferenz zur Besprechung polizeilicher Angelegenheiten des Industriebezirks statt. An derselben nehmen teil die Landräte von Beuthen, Kattowitz, Carnowitz und Zabrze, die Oberbürgermeister von Beuthen, Königshütte und Kattowitz und Polizeirat Mädler. Die Notwendigkeit der Einrichtung einer königlichen Polizei im Industriebezirk, die in der Öffentlichkeit häufig angeregt worden ist, wird verneint. Hingegen wird die Einrichtung eines Kurses für die Polizeibeamten beschlossen und soll dieser in Beuthen eingerichtet werden. Von einer Vermehrung der Gendarmerie und einer Verleihung von Beamtenqualität an die Nachtwächter wie auch von dem Erlaß einer Regierungs-Polizeiverordnung, welche das Tragen und den Verkauf von Waffen von einer polizeilichen Erlaubnis abhängig macht, wird Abstand genommen.
- für den Bau des von Schwestern der Kongregation der Mägde Mariä zu errichtende Krankenhaus in Kandrzin bewilligt der Kreistag einen Beitrag von 1000 Mk.
- 9. Dezember.** Der Kreistag zu Pleß genehmigt die Aufnahme eines Staatsdarlehens von 60 000 Mk. zur zinslosen Verleihung an die durch Hochwasser Geschädigten.
- Die Stadtverordneten von Ratibor bewilligen zur Herstellung der Zufahrtwege zu der neuen Oderbrücke, deren Fertigstellung im kommenden Frühjahr erwartet wird, den Betrag von 50 000 Mk. aus dem Brückenbaufonds; von der Provinz soll eine Beihilfe erbeten werden.
- 10. Dezember.** Der Oberschlesische Berg- und Hüttenmännische Verein hat in seiner letzten Sitzung zum Bau des Schutzhauses auf dem Josefsberge der Sektion Kattowitz des Beskidenvereins 1000 Mk. bewilligt. („Schles. Zeit.“)
- 13. Dezember.** Die Jahresversammlung des ober-schlesischen Zweigvereins des Vereins deutscher Eisenhüttenleute — die „Eisenhütte Oberschlesien“ —, abgehalten in Gleiwitz unter dem Vorsitz des Generaldirektors Niedt, feiert durch Ansprachen und besonders durch die Überreichung eines außerordentlich prachtvollen Albums das fünfzigjährige hüttenmännische Jubiläum des Geh. Bergrats Prof. Dr. H. Wedding.
- 17. Dezember.** Vom Magistrat der Stadt Gleiwitz war dem Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Verein ein vom Kuratorium der königlichen Maschinenbau- und

Hüttenschule dortselbst unterstützter Antrag eingegangen auf Bewilligung eines einmaligen Beitrages zu den von der Stadt Gleiwitz übernommenen, sich auf über 400 000 Mk. belaufenden Kosten eines Neubaus für die vorgenannte Schule. Obwohl es der Vorstand des Vereins für prinzipiell unrichtig hält, daß derartige Ausgaben für staatliche Lehranstalten in der Hauptsache oder gar vollständig auf die Spezial-Interessenten (Städte u. s. w.) abgewälzt werden, beschloß er in seiner letzten Sitzung doch im vorliegenden Falle, da andernfalls die Stadt Gleiwitz die Kosten allein tragen müßte, einen einmaligen Beitrag von 50 000 Mk. zu bewilligen. Er setzt hierbei mit Rücksicht auf die Höhe der späteren laufenden Schullasten voraus, daß an den Neubaukosten gegenüber dem vorliegenden Projekt noch möglichst gespart wird, und daß, wenn irgend angängig, von dem Neubau eines zur Schule gehörigen Maschinenhauses, als nach Lage der Gleiwitzer Spezialverhältnisse durchaus entbehrlich, abgesehen werde. („Schlesf. Zeit.“)

---

